# Der kleine Finger

und Anderes in Prosa.

# Zwischen den Zielen.

Prosa.

Von

**John Henry Mackay.**

---

**Erster Band:**
1888—1895.

---

Berlin
S. Fischer, Verlag
1896.

# Der kleine Finger

## und Anderes in Prosa.

Von

**John Henry Mackay.**

(Zwischen den Zielen: Erster Band.)

Berlin
S. Fischer, Verlag
1896.

Unter dem Titel „Zwischen den Zielen“ gedenke ich von Zeit zu Zeit meine kleineren Arbeiten in Prosa, entstanden zwischen umfassenden Werken: den „Zielen meines Lebens“, zu vereinigen, und damit sowohl die abgebrauchten Benennungen, wie Novellen ꝛc., als auch die selten zu so verschieden gefundenen und ausgeführten Stoffen passenden und sie kennzeichnenden Gemein-Titel zu vermeiden.

**John Henry Mackay.**

**Berlin,** Frühjahr 1896.

# Inhalt:

# Der kleine Finger.

Eine unheimliche Geschichte.

Zürich, 1888.

I.

# Der Finger.

Ich bemerkte, daß die Treppe fremdartig knarrte, so fremdartig, daß es mir auffiel, aber dennoch merkte ich nicht, daß ich Mittwoch Abend in der zweiten Septemberwoche des Jahres 187 . aus Versehen eine Treppe höher gestiegen war, als mein neugemietetes Zimmer lag. Auch als ich die Korridorthür aufschließen wollte und fand, daß der Schlüssel von innen stak und die Thür unverschlossen war — ein Umstand, der mich hätte zum Nachdenken bringen können —, ließ ich mich nicht abhalten, einzutreten und mich in der wohlbekannten Richtung nach meinem Zimmer hin auf den Fußspitzen, um meine schlafende Wirtin nicht zu stören, zu tasten.

Ich finde die Thür; klinke auf; trete ein — das Zimmer ist stockdunkel —; schließe die Thür von innen nach meiner Gewohnheit und gehe sicher auf

meinen Tisch zu, wo ich wußte, daß Streichhölzer lagen.

Bis dahin kam ich, ohne daß mir etwas Besonderes aufgefallen war. Als ich aber auf dem Tisch, der mir seltsam weit nach der Mitte des Zimmers zu vorgerückt schien, nach Streichhölzern herumfühlte, erfasse ich etwas Kaltes, Hartes, das auf einer weichen Unterlage zu liegen scheint. Noch heute, wenn ich die Augen schließe und die Hand vorstrecke, glaube ich dieses eigenthümliche Gefühl, welches damals in der Mittwochmitternachtstunde meine Fingerspitzen durchrieselte, wieder zu spüren.

Ich zog die Hand zurück; ich klemmte meinen nassen Schirm in die linke Achselhöhle und wühlte mit beiden Händen in meinen Überzieher- und Westentaschen nach Streichhölzern. Meine an einem Ring befestigten Hausschlüssel gaben das Geräusch eines rasselnden Klirrens von sich. Ich erinnere mich noch ganz genau, wie es mir wie das beruhigende Zeichen eines „andern Lebens" in diese Stille hineinklang.

Endlich finde ich in der linken Westentasche einige Schwefelhölzchen. Ich mache eine Bewegung nach der Wand — in der Richtung meines Fensters — und streiche mit raschem Strich, nachdem ich mit

den Fingern den Kopf der Hölzchen gesucht habe, an ihr nieder.

Während sich langsam der Schein des Lichtes durch das Zimmer gießt, fühle ich mehr, als ich sehe, mit einer geradezu überwältigenden Deutlichkeit, welche mich kalt überrieselt, daß ich in einem völlig fremden Zimmer bin, das nur in Größe und Lage Ähnlichkeit mit meinem darunterliegenden hat.

In der Zeit einer einzigen Sekunde nehme ich wahr: daß das Bett in der entgegengesetzten Stellung des meinen steht — das war, glaube ich, das erste, was ich sah —; daß der Tisch auffallende Ähnlichkeit mit dem meinen hat; daß die Decke des Zimmers niedriger hängt, wie die des meinigen; und daß hinter dem Tisch, lang ausgestreckt auf dem Sofa, ein schlafender Mensch liegt.

Völlig unbewußt bin ich mechanisch einige Schritte von dem Tische zurückgetreten, auf dem jetzt die Flamme des Lichtes nach dem ersten Aufschlagen kleiner wird und das Wachs schmilzt, um sich neue Nahrung zu suchen; und während ihr Schein immer mehr zusammensinkt, fühle ich, wie mein Schrecken und meine Angst immer größer werden. Ich gäbe viel darum, wenn ich noch wüßte, was ich dann gesagt habe. Ich fing nämlich in meiner Angst an zu

sprechen. Ich glaube, ich versuchte es, mich zu entschuldigen. Ich weiß nicht mehr, was meine Lippen stammelten, es war jedenfals in leisestem Tone, aber das weiß ich, daß ich plötzlich aufschrie und daß mein Schirm aus meiner Achselhöhle mit einem klatschenden Geräusch zu Boden fiel. Ich hatte gesehen, wie sich die Augen des auf dem Sofa — das hinter dem Tisch stand — Liegenden halb geöffnet hatten und sich halb von unten herauf mit einem entsetzlichen Ausdruck auf mich richteten.

Ich fange wieder an zu sprechen. Ich will hinaus, ich will fort, aber ich vermag es nicht. Ich sehe nur immer auf den daliegenden Menschen. Und plötzlich kommt mich der Gedanke an: der Mann ist tot!

Das Licht flammt langsam wieder auf und leuchtet nun stetig und hell durch das ganze hintere Zimmer. Ich zittere wie Espenlaub. Ich weiß gar nicht, was ich anfangen soll. Endlich, ganz langsam, mit dem letzten Aufgebot schwindenden Willens trete ich zitternd etwas näher an den Tisch und sehe den Daliegenden an. Er regt sich nicht. Seine Stellung ist seltsam: lang ausgestreckt stemmt er den linken Fuß gegen die eine Seitenlehne des Sofas, während der andere herabhängt und durch den Tisch verdeckt

ist. Der Kopf liegt hintenübergebeugt gegen die andere Seitenlehne, schlaff hängt der rechte Arm, von dem ebenfalls fast nichts sichtbar ist, nieder. Ebensowenig bemerke ich von der linken Hand, welche hinter den Rücken gehalten ist. Die ganze, starke, hünenhafte Gestalt liegt wie eingerammt zwischen den Lehnen des Sofas. Sie ist mit einem langen, schwarzen Tuchrock bekleidet. Vom Kragen ist nichts sichtbar. Das glattrasierte Kinn hängt schwer über denselben herab. Das Gesicht ist groß, rohgeschnitten, fleischig und stark, das bartlose Gesicht eines dreißigjährigen Mannes. Die Stirn ist niedrig, das schwarze Haar kurz geschnitten, fast borstig und dicht. Wie die Augen, so ist der Mund halb geöffnet, wie von Schmerz verzogen, und läßt die Oberreihe schneeweißer, tadelloser Zähne sehen.

Die Augen sind entsetzlich! Halb offen, starren sie mich mit einem leeren, blöden, verglasten Ausdruck an, daß ich nicht mehr daran zweifeln kann: es sind die gebrochenen Augen eines Toten!

Und in diesem Augenblick, während ich mich vorbeuge über den Tisch, fühlt meine Hand wieder jenes Kalte, fast Feuchte, Weiche, und ich sehe etwas sehr Seltsames: vor mir auf dem Tisch liegt auf einem Bogen weißen Papiers ein dunkelbrauner,

weicher Frauenhandschuh, ganz ausgebreitet, so daß sich jeder Finger scharf von der weißen Unterlage abhebt. Der kleine Finger fehlt an diesem Handschuh, und ist — und das ist das Unbegreifliche — ausgefüllt mit dem wirklichen Finger einer menschlichen Hand. Und dann — da, wo ihn das Leder umschließt, spannt sich über Leder und Finger ein schmaler Goldreif, gleichsam so, als hielte er den losen Finger in dem Handschuh fest.

Der Anblick dieser ungeheuerlichen Seltsamkeit brachte mich vollends außer Fassung. Es war mir, als müsse jeden Augenblick etwas ganz Unerhörtes, etwas Niedagewesenes sich ereignen: der Tote vielleicht aufspringen und mir den Handschuh ins Gesicht schleudern, oder irgend etwas Derartiges.

Gepackt von einem schüttelnden Entsetzen, gehe ich Schritt für Schritt rückwärts zur Thür, klinke und schließe sie auf, mache sie draußen wieder zu, taste mich über den stockdunkeln Flur, fühle den Griff der Glasthür in der Hand, drehe den Schlüssel herum, bin draußen im Treppenhaus und gelange in mein Zimmer auf dem gewohnten Weg. Ich zünde meine Lampe an, atme auf. Dann stürze ich zur Thür zurück und schließe ab.

Wie heimlich und still mir mein Zimmer erscheint! Auf dem Tisch liegen meine Bücher. Neuangekommene Briefe dazwischen. Habe ich denn eigentlich geträumt?

Ich zittere. Ich möchte etwas thun und weiß nicht was. Dann läßt meine Aufregung nach. Ich setze mich nieder, um nicht umzufallen.

Dann — nach wie langen Minuten wohl? — nehme ich Mantel und Hut ab. Ich trockne mir die Stirn, welche kalt und mit Schweiß beperlt ist. Ich weiß noch, wie ich alles an Ort und Stelle hänge: Mantel und Hut. Die Gewohnheit. Dann muß ich mich abermals niedersetzen.

Und dann gab ich mir eine geradezu wahnsinnige Mühe, über das eben Erlebte nachzudenken.

Ich vermag es nicht. Ich schaudere noch immer so zusammen, daß ich meine Zähne aufeinanderschlagen höre. Stoßweise. Ich versuche meine Briefe zu lesen. Das Papier geht in meinen Händen in Stücke. Plötzlich vermisse ich irgend etwas.

Was denn? Ein eisiger Schauer durchrinnt mich von Kopf bis zu Fuß: mein Schirm!

Mein Schirm, der oben liegen geblieben ist! Und gleichzeitig: das Licht brennt dort noch! Dort — dort oben!

Ich glaube wirklich, verrückt werden zu müssen vor Angst. Auf dem Schirmgriff steht mein Name. Morgen früh wird er dort gefunden werden.

Was thun? Was anfangen?

Wieder hinauf!

Aber woher dazu den Mut nehmen? Den Heldenmut, noch einmal dort oben dem Toten, diesen Augen, gegenüberzustehen?!

Nein, es ist unmöglich! Lieber auf der Stelle sterben! Ich glaube, so ist den zum Tod Verurteilten zu Mute in der Stunde vor der Hinrichtung.

Mit überwältigender Deutlichkeit sehe ich alles, was kommt, voraus. Immer deutlicher tritt die Notwendigkeit an mich heran, hinauf zu gehen, meinen Schirm zu holen und das Licht zu löschen.

Es muß sein! Es muß auf alle Fälle sein!

Ich sehe nach meiner Uhr. Aber ich muß minutenlang auf das Zifferblatt sehen, um etwas zu erkennen. Endlich: es ist halb eins. Vor einer halben Stunde noch saß ich im „Pfauen“ mit den Freunden. Wenn ich noch einmal dort hingehe und mir irgend jemand hole, um mir zu helfen? Aber es hat keinen Zweck; der „Pfau“ schloß sich um zwölf hinter uns, seinen letzten Gästen.

Ich muß es allein thun! Ich muß! Ich muß! Ich muß!!

Plötzlich kann ich wieder denken. Der Notwendigkeit gegenüber befällt mich eine eiserne Entschlossenheit. Mit einem Ruck springe ich auf. Ich entledige mich meiner schweren Stiefel.

Um durch nichts in meiner freien Bewegung gehindert zu sein, werfe ich auch den Rock von mir. Dann richte ich alle meine Gedanken auf das Eine. Ich löse den Schlüssel der Glasthür meiner Etage von seinem Ring, damit das Klappern mich nicht etwa verrät, oder mich — diesmal! — wieder stört.

Dann schließe ich meine Thür auf, und mit dem vollen Bewußtsein der Gefährlichkeit dessen, was ich zu thun beabsichtige, schleiche ich mich auf den Socken die Treppe hinauf. Die Thüren hinter mir lasse ich offen. Ich stehe wieder vor der fremden Etagenthür. Ich zittere, aber nur etwas. Ist sie unterdessen verschlossen? Nein. Ich klinke mit größter Behutsamkeit auf. Es ist alles stockdunkel. Wieder beginne ich zu tasten. Schritt für Schritt in atemloser Spannung.

Ich stehe vor einer Thür? Ist es auch die rechte?

Es ist einer der furchtbarsten Augenblicke meines Lebens, in welchem ich — alle Sinne auf das Höchste angespannt — den Griff der Thür niederdrücke. Er giebt lautlos nach. Ich trete ein. Jetzt weiß ich, wo das Bett steht: dort — in der entgegengesetzten Ecke des meinigen. Die Thür bleibt hinter mir offen. Aber da werde ich mir plötzlich der enormen Unvorsichtigkeit bewußt, welche ich begangen: vorhin hätte ich mir bei einer Entdeckung mit der Entschuldigung helfen können, aus „Versehen" in ein fremdes Zimmer geraten zu sein. Jetzt aber: in Hemdsärmeln und auf Socken — —? Zu dieser Stunde —? —!

Jedoch es ist keine Zeit mehr zum Überlegen. Vorwärts! Schritt für Schritt. Ich trete auf etwas — es muß mein Schirm sein. Ich bücke mich, und während ich mit der linken Hand niedergreife, erfaßt meine rechte, vortastende zum dritten Mal den Handschuh.

Ich weiß nicht, woher mir der Gedanke kam, ihn zu packen und nicht mehr loszulassen. Mit dem nassen Schirm in der linken und mit dem Handschuh in der rechten Hand gehe ich rückwärts. Ich sehe und unterscheide im ganzen Zimmer nicht das Geringste.

Als ich wieder an der offenen Thür bin, überwältigt mich ein ganz neues, anderes Gefühl: das der kühlen, ruhigen Sicherheit. Keine Spur mehr von Angst und Grauen. Ich fühle instinktiv, daß ich gerettet bin. Und anstatt mich nun auf mein Zimmer zu schleichen und alle Anzeichen des Geschehenen zu vertuschen, thue ich etwas ganz Anderes.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie dieses Gefühl zu erklären ist. Es ist sehr einfach. Wer hat nicht schon von Einbruchsdiebstählen gehört, bei denen die Diebe eine ganz staunenswerte Frechheit an den Tag gelegt haben? Bei denen sie sich in den Zimmern des Bestohlenen stundenlang aufgehalten, alles Eß- und Trinkbare an Ort und Stelle in vollster Lustigkeit verzehrt und genossen, und dann mit dem gestohlenen Raub sich fortgemacht haben? Sicher hatten sie diese Absicht nicht vorher. Aber ihr gelungener Raub machte sie sicher. In dieser Sicherheit wagen sie das Unerhörteste, das Äußerste.

Und mit dieser selben unerhörten Sicherheit sehe ich noch einmal in das Zimmer zurück, lege Handschuh und Schirm langsam und behutsam auf das Bett, trete an den Tisch, zünde das Licht an und nehme mit einer Armstreckung über den ganzen Tisch

das Glas fort, das vor dem Toten steht. Ihn selbst sehe ich gar nicht an. Ich trete an den Waschtisch, greife zur Wasserflasche und lasse ihren Inhalt das Glas füllen und den Rand überrieseln in das Waschbecken, dann gieße ich den ganzen Inhalt des Glases fast lautlos aus. Der geringe Rest gelblich-brauner Substanz — was für ein Gift ist es? — löst sich — das Licht wirft vom Tisch her seinen Schein gerade auf meine Hände — vor meinen Augen in der trüben, seifigen Wassermasse des Beckens unsichtbar auf. Ich halte das Glas gegen das Licht. Es ist völlig rein. Ich drehe es um, stelle es neben die halbgeleerte Flasche auf den Waschtisch hin. Bis morgen wird es trocken sein und für gänzlich ungebraucht gehalten werden.

Dann kehre ich zum Tisch zurück. Es liegen auf ihm nur das weiße Blatt, welches den Handschuh getragen, und einige Bücher. Kein beschriebenes Papier. Nichts dergleichen.

Jetzt sehe ich auch noch einmal den Toten an. Aber gleichgültig, überdenkend, ja neugierig. Die Augen scheinen sich noch mehr geöffnet zu haben. Sie haben das Entsetzliche und Drohende für mich verloren. Ich nehme das Licht und hebe es höher, so daß sein Schein voll auf den Toten fällt.

Ich haßte ihn, obwohl er tot war! . . .

Dann stelle ich das Licht genau auf den Fleck, wo es gestanden hat, werfe einen Blick auf das Bett und die Thür, um die Richtung zu messen, blase dann die Flamme aus, und während das Zimmer wieder in schweigendem Dunkel liegt, gehe ich mit leisen Schritten auf das Bett zu, ergreife Schirm und Handschuh, dann zur Thür, leise sie schließend, über den Flur, und genau wie vorher: nur mit größerer Sicherheit und Vorsicht gelange ich wieder in mein Zimmer.

Wieder ist das erste, was ich thue, die Thür abzuschließen! Wieder das Aufatmen und wieder der Anfall von Schwäche, daß ich mich niedersetzen muß. Dann erst komme ich zu einem halben Bewußtsein dessen, was ich gethan habe.

Es war kalt in meinem Zimmer. Ich zündete eine Lampe an und suche nach einem Blatt Papier. Auf dem Blatt dann breitete ich sorgfältig und genau, wie es gewesen war, den Handschuh aus.

Plötzlich bemerkte ich etwas Anderes. Der Finger war im Verhältnis zu den übrigen vier Fingern zu kurz. Oder vielmehr: er schien es zu sein. Jetzt mußte ich Gewißheit haben. Ich zog mit Anstrengung den Finger aus dem Handschuh. Der

Ring fiel auf den Tisch. Ich griff zuerst nach ihm: es war ein völlig einfacher Goldreif, ohne Namen, ohne Datum, ohne Initialen, weder auf der Außen- noch Innenseite.

Mein Erstaunen wuchs immer mehr. Es wurde zur Begierde. Ich nahm den nun leeren Handschuh und betrachtete den Schnitt. Und mit einem ganz eigentümlichen Grauen sah ich: der Finger mußte von der mit dem Handschuh bekleideten Hand einer lebenden Person, und zwar dicht oberhalb des Ringes, der an diesem kleinen Finger saß, abgeschnitten sein! Erst nachdem der Schnitt — wie gesagt, ein meisterhafter Schnitt — vollzogen war, mußte der Handschuh von der Hand abgezogen sein und von dem Stummel des kleinen Fingers den Ring mit abgestreift haben. Auf diesen Gedanken kam ich, weil es offenbar war, daß der Schnitt an der mit dem Handschuh bekleideten Hand vollzogen war: zu genau paßten der Rand des Fingers und der Rand der Öffnung am kleinen Handschuhfinger aufeinander. Wäre der Finger des Handschuhs von dem leeren Handschuh abgeschnitten, sicher wäre nicht dieselbe minutiös genaue Stelle getroffen worden.

War diese Vermutung — die mir sogar selbst absurd erschien — nicht richtig, dann gab es nur

eine zweite Möglichkeit: der Finger war von der Hand einer erst heute gewaltsam gemordeten Person abgetrennt. Denn ich habe noch keinen gesehen, der Handschuhe anzieht, wenn es zum Sterben geht. Aber ich blieb bei meiner ersten Annahme — alles drängte mich zu ihr hin — und kombinierte weiter: 1. der Schnitt muß gegen oder mit dem gewaltsam erzwungenen Willen einer lebenden Person ausgeführt sein; bei einer freiwilligen Operation an der Hand zieht man gewöhnlich seine Handschuhe aus; 2. der Schnitt muß mit überwältigender Schnelligkeit vor sich gegangen sein, sonst wäre der Handschuh vorher abgestreift worden; 3. durch einen leichten Zirkelschnitt oberhalb des Ringes muß zuerst der Lederfinger vom Handschuh getrennt worden sein. Warum? Weil er sonst noch an dem Finger säße oder doch — die Wahrscheinlichkeit sprach hier gegen die Zufälligkeit — auf dem Tisch des Selbstmörders sich hätte finden müssen; 4. ergiebt sich hieraus die Weiterfolgerung, daß es sich um den Besitz des Ringes gehandelt haben muß, und nicht um den des Fingers. Und ganz offenbar war dieser mitgenommen, da man ohne den letzteren sich in der Eile nicht des ersteren bemächtigen konnte.

Genau verglich ich noch einmal Finger und

Ring; fest, untrennbar fest mußte jener in diesen im Lauf langer Jahre hineingewachsen sein. So eng war der Ring, daß er für den Finger eines Kindes bestimmt gewesen sein mußte. Für diese Vermutung sprach ferner die Thatsache, daß der Ring von dem kleinen Finger der rechten Hand getragen worden war.

Als ich bis dahin Vermutung auf Vermutung, Folgerung auf Folgerung getürmt hatte, fiel mir ein, daß keine einzige unter ihnen mit voller Bestimmtheit auf meine hartnäckig festgehaltene Voraussetzung: der einer lebenden Person, hinwies. Alle diese Kombinationen trafen ebenso bei einer toten — allerdings erst kürzlich verschiedenen — Person zu. Dennoch mochte ich meinen ersten Gedanken nicht preisgeben. Ich wandte Handschuh, Ring und Finger hin und her und grübelte weiter.

Dann hatte ich plötzlich, was ich suchte: 5. wäre der Finger von der Hand einer Toten abgenommen und wäre es dem Verstümmler nur auf den Ring angekommen, so hätte er den Finger rücksichtslos und ohne Anwendung dieser trotz der Schnelligkeit auffallenden Sorgsamkeit jedenfalls unterhalb des Ringes abgetrennt, um so in seinen Besitz zu gelangen. Daß er dies nicht that und das Messer

genau oberhalb des Ringes ansetzte, daß er die Muskeln des Handknöchels — der Ring mußte dicht an diesem gesessen haben — schonen wollte, und daß es ihm nur darauf ankam, den Ring, der nicht von der Hand lassen wollte, zu bekommen, das zeigte —

Aber halt, was sagte mir, daß dem so war?

Konnte der Wunsch oder der Befehl nach dem Ring nicht nur ein Vorwand gewesen sein, diese vielleicht geliebte Hand zu verstümmeln? Und mit der Hand den Körper? Und ein ganzes Leben?

Bis hierher hatte ich ziemlich klar und stetig gewacht, wie in einer Art von Fieberanfall. Oder in einem Anfall von Wahnsinn?! Es mußte schon sehr spät sein. Es war noch kälter im Zimmer als vorher. Ich schauerte zusammen. Und plötzlich fange ich an, in die Stille, welche um mich war, hinein zu lachen und sage ganz deutlich:

„Du bist verrückt.“ Ich werfe alles von mir: Ring, Handschuh und Finger.

Eine so überwältigende Müdigkeit erfaßte mich, daß ich mich zurücklegte und einschlief.

Froststitternd erwachte ich am nächsten Morgen. Es war hell im Zimmer geworden, die trübe Helligkeit eines regnerischen Septembermorgens. Ich fühlte wohl, daß irgend etwas vorgegangen war mit mir

am vorhergegangenen Abend. Aber mein Kopf war wüst und schwer. Ich entkleidete mich nnd ging zu Bett, um sofort wieder einzuschlafen.

Gegen zehn Uhr aber erwachte ich wieder. Ich hatte im Traum einen Schrei gehört. Im Haus herrschte Bewegung. Über meinem Kopf das eilige Umhergehen vieler Füße. Langsam fiel mir wieder alles ein, die Angst kam wieder. Was sollte nun werden? Doch ich stand auf und zog mich an. Meinem Tisch kam ich dabei nicht nahe. Dann entschloß ich mich, meine Wirtin zu rufen. Als sie schon in der Thür — mit dem Frühstücksbrett in Hand — war, raffte ich mich zusammen und verschloß in meinen Schreibtisch, was sie nicht und keiner sehen sollte.

Ich drehte ihr gleichgültig den Rücken zu, damit sie meine Erregung nicht bemerken sollte. Aber sie fing sofort mit der hausbewegenden Neuigkeit an: der Herr, der über mir wohne und erst gestern eingezogen sei, sei soeben tot aufgefunden worden. Die Polizei sei schon oben. Sie sagten, es müsse ein Schlaganfall gewesen sein. Ob ich gestern Abend denn nichts gehört habe?

Nein, ich sei erst spät nach Haus gekommen.

Sie ging hinaus, und ich versuchte meinen Kaffee zu trinken. Mir war zu Mute, als müßten sie jetzt gleich kommen und mich wegen Mordes festnehmen.

Nach fünf Minuten war sie schon wieder da. Die Leiche sei schon fortgetragen. Man habe nichts gefunden, als einen kleinen Koffer. Noch wisse keiner, wer er sei, der Tote.

Woher ich den Mut nahm, in diesem Augenblick zu sagen: „Vielleicht hat er einen Selbstmord begangen?" das weiß ich heute nicht mehr.

„Womit denn? Da müsse doch irgendwo ein Revolver oder die Überreste von Gift gefunden sein. Der Herr Polizeikommissar habe gesagt, es sei ein Schlaganfall gewesen."

„Nun, wenn der Herr Polizeikommissarius es gesagt hat, dann wird es wohl so sein."

Ich war sehr unruhig. Die folgenden Tage habe ich nach Anbruch der Dunkelheit keinen Schritt mehr vor das Haus zur großen Entrüstung und Verwunderung meiner Freunde im „Pfauen" gemacht, welche allabendlich vergeblich auf den treuesten Gast ihrer Tafelrunde warteten. Man hielt mich für krank, und ich glaube, ich war es auch.

Dagegen saß ich jeden Abend bis spät in die Nacht hinein und horchte hinauf, als müsse sich dort immer noch etwas ereignen. Zwei Tage blieb alles still. Am dritten zog ein neuer Chambregarnist ein, und die Leute im Hause begannen bereits das aufregende Ereignis zu vergessen.

Am fünftigen Tage nach jener Nacht las ich in der Zeitung die folgende Notiz: „Heute wurden auf dem Friedhof unserer Stadt die Überreste eines völlig unbekannten Mannes zur Ruhe bestattet, welcher vergangenen Donnerstag Morgen in seinem Zimmer der . . . straße tot aufgefunden wurde. In der Hinterlassenschaft des Toten wurde nicht das Geringste gefunden, was über Namen und Herkunft desselben hätte Aufschluß geben können. Die vorgenommene Untersuchung hat als Todesursache Herzschlag ergeben und gleichzeitig den Verdacht eines Selbstmordes als völlig unbegründet erwiesen. Es wiesen keine Spuren auf einen solchen hin, und so wurde von einer Sektion der Leiche Abstand genommen.“ In derselben Nummer stand eine Aufforderung der Polizeibehörde zur Meldung an jeden, der über die Person und die Verhältnisse des Fremden Auskunft geben könne u. s. w. Andernfalls müsse über die wenigen hinterlassenen Kleidungsstücke

und Bücher desselben innerhalb der und der Zeit verfügt werden.

Ich las diese Notizen mit lächelnder Gleichgültigkeit, so fest war ich davon überzeugt, daß nur ich und noch eine einzige zweite Person in dieser ganzen Stadt im stande gewesen wäre, zur Aufklärung dieses Ereignisses beizutragen. Und wir beide würden schweigen, das stand fest.

Ich kündigte mein Zimmer, und acht Tage darauf wohnte ich in einem anderen Teil der Stadt. Acht Wochen später schon hatte ich dieselbe überhaupt und für immer verlassen.

Aber an manchem Abend nach jenem habe ich Handschuh, Ring und Finger vor mich auf den Tisch gelegt und stundenlang mit ruheloser Phantasie das Rätsel dieses Trio zu lösen gesucht. Und wenn ich den Finger betrachtete — diesen feinen, schmalen, fast dünnen Finger mit dem mandelförmig geschnittenen rosigen Nagel, der zarten, durchsichtigen Haut, dann zauberte mir die erregte Phantasie die Hand vor Augen, die schmale, schöne, vielleicht oft geküßte Frauenhand, zu der er gehört hatte, und den Arm und die Rundung der Schultern, und die Biegung des Halses, und ein schönes, aber schmerz- und angstverzerrtes Antlitz, über welches sich jenes

brutale und grausame beugte, jenes, das ich in jener Nacht gesehen.

In den ersten Tagen war der Finger frisch und unverändert, dann trocknete er ein und die Haut schrumpfte zusammen. Und dann wurde mir die Geschichte langweilig, wie alles auf der Welt uns einmal langweilig wird, und ich packte Handschuh, Ring und Finger sorgfältig in Watte ein — und vergaß sie.

---

## II.

# Die Hand.

Wer ist nicht schon einmal in einem kleinen Badeort gewesen, um die Zeit, wenn die Saison vorüber und derselbe auch von den ausdauerndsten und standhaftesten seiner Gäste verlassen wurde? Der Oktober ist diese Zeit.

In diesem Monat befand ich mich — genau fünf Jahre später — in einem kleinen Badeorte Thüringens. Ich hatte ursprünglich die Absicht, mich dort anzusiedeln und mir schon meine sämtlichen Sachen hinkommen lassen. Indessen war ich wieder schwankend geworden und wohnte einstweilen noch immer in dem von Kurgästen am meisten frequentierten Gasthofe der Stadt.

Unsere Mittagstafel wurde immer kleiner. Kein Tag verging, an dem nicht mehrere der Badegäste

abreisten. Die Zurückbleibenden rückten näher zusammen. Sicherlich gab es am ganzen Tisch keine unzugänglichere und unliebenswürdigere Person als mich. Statt an dem gemeinschaftlichen Gespräch teilzunehmen, las ich meistens meine Zeitung, die ich nur fortlegte, wenn ich mit Essen beschäftigt war. Eines Tages waren wir nur drei Personen. Eine Dame, welche sich ebenfalls sehr schweigsam verhielt, ein alter pensionierter Oberförster, der sich die größte Mühe gab, seine beiden schweigsamen Tischgenossen zu unterhalten, und ich. Und am folgenden Tag war auch er, wahrscheinlich aus Ärger darüber, daß seine so freundlichen Bemühungen auf so zähen Widerstand stießen, abgereist, und ich sah mich bei Tisch allein jener Dame gegenüber. Nun ging es nicht mehr an, fortwährend die Zeitung vor die Nase zu halten, und ich entschloß mich unmutigen Herzens, eines jener Gespräche zu beginnen, welche dazu dienen sollen, „das Mahl zu würzen“.

Die Dame, welche mir gegenübersaß, war vielleicht dreißig Jahre alt. Sie war sehr einfach, fast nachlässig gekleidet. Man konnte sich keine unauffälligere Erscheinung denken. Sie war eine jener Frauen, die selbst niemals gesehen werden und

darum selbst sehr Vieles sehen. In ihrem gleichgültigen, sogar müden Blick fing sich ein Teil des Lebens, welches sie umgab.

Das alles sagte ich mir, als ich meine Zeitung fortgelegt hatte und sie — eigentlich zum ersten Mal — betrachtete.

Der Kellner servierte eben den ersten Gang.

„Unser Tisch ist schnell zusammengeschmolzen," sagte ich, „werden auch Sie G. bald verlassen, mein Fräulein?"

„Nein," sagte sie mit völlig ruhiger Stimme, „ich gedenke noch einige Wochen zu bleiben."

Sie sprach ein Deutsch, welches trotz seiner Fehlerlosigkeit nicht ganz frei war von einem ausländischen Accent, wie ich ihn oft in der Aussprache von Russen vernommen hatte.

„Es wird sehr einsam hier werden —"

„Ja," sagte sie und aß gleichgüttig weiter.

Der Rest unserer Mahlzeit wurde wieder schweigend eingenommen. Ich war abgeschreckt durch ihre Kälte und hatte meiner Pflicht völlig genügt.

Nichts ist mir unangenehmer, als wenn mir irgend jemand während des Essens auf die Hände sieht. Ich vermeide es darum auch meinerseits, andere auf gleiche Weise zu belästigen.

Aber als ich mich eben erheben wollte, um fortzugehen, und überlegte, ob ich das mit einer schweigenden Verbeugung oder mit einigen höflichen Worten thun sollte, sah ich plötzlich über den Tisch herüber eine Hand nach der Wasserflasche, die zwischen uns stand, langen. Und während ich dieser Hand behülflich sein will, sehe ich plötzlich, daß an ihr, die den Hals der Flasche umspannt, der kleine Finger, es war die rechte Hand, fehlt. Der Ausdruck meines Gesichtes muß ein befremdeter gewesen sein. Denn plötzlich läßt die Hand die Flasche los, und ich sehe undeutlich, wie sich mir gegenüber eine Gestalt erhebt. Das leise Rauschen ihres Kleides tönt durch den stillen, großen Saal . . .

Wenigstens fünf Minnten saß ich bewegungslos. Es waren in der That sehr seltsame Gedanken, die mich beschäftigten.

Am Nachmittag ging ich nach dem Güterbahnhof des Städtchens, wo die Kisten standen, die alles, was ich besaß, enthielten. In einer von ihnen mußte das sein, was ich brauchte. Aber in welcher? Erst nachdem ich zwei der Kisten mit Hilfe von reichlichen Trinkgeldern vergeblich geöffnet und durchwühlt hatte, fand ich endlich in der Mitte der dritten unter einem Wall von Büchern eine kleine

Schachtel. Ich nahm sie zu mir und ließ alles wieder verschließen.

Am Abend dieses Tages sah ich die Fremde nicht mehr.

Auch am nächsten Morgen nicht. Mit heimlicherer und zugleich stärker empfundener Angst habe ich nie die Mittagsstunde erwartet, wie an diesem Tage. Es wurde mir sehr schwer, mich zu dem zu entschließen, was ich thun wollte und — that.

Ich war lange vor der Essenszeit im Speisesaal und saß wohl eine halbe Stunde, bevor sie kam, auf meinem Platze. Ich hatte Zeit, meine Arrangements zu treffen.

Endlich kam sie. Sie grüßte in ihrer gewöhnlichen kalten und unbefangenen Weise. Der Kellner brachte uns die Suppe. Vor meinem Besteck lag die Zeitung, die ich täglich zu lesen pflegte. Wenn ich mein Leben damit hätte erkaufen können, es wäre mir nicht möglich gewesen, in diesen Minuten ein Wort hervorzubringen. Sie mußte meine innere Aufregung merken, denn ich fühlte instinktiv, wie ihr forschender, scharfer Blick auf meinem Gesicht ruhte.

Ich glaube, sie ahnte, daß ich etwas gegen sie im Sinne hatte, und begann, sich davor zu fürchten. Aber das glaube ich vielleicht nur. Gewiß täuschte

ich mich damals, wie ich mich heute noch darin täusche.

So saßen wir uns gegenüber. Noch hatte ich keinen Blick auf ihr Gesicht geworfen. Aber fast unablässig verfolge ich die Bewegungen ihrer rechten Hand. Die Gewohnheit hatte sie gelehrt, dieselbe so zu halten, daß es fast unmöglich war, den kleinen Finger zu sehen.

Ich glaube, wir beide wurden von Minute zu Minute unruhiger.

Und dann kam plötzlich, wie in jener Nacht, an die ich seit gestern unablässig dachte, wieder die Ruhe des Entschlusses über mich. Der Kellner hatte den Saal verlassen. Wir waren völlig allein. Langsam streckte sich meine Hand über meinen Teller fort und hob die vor ihm liegende Zeitung behutsam auf. Ich rollte sie fester um den Halter zusammen und legte sie auf meine Kniee.

Sie aß ruhig weiter. Noch sah sie nichts.

Aber dann — — Die Wirkung war so entsetzlich, daß ich aufstand: zuerst wurde sie leichenblaß, dann überlief ein Zittern ihren Körper, und dann lehnte sie sich in den Stuhl zurück und schloß die Augen.

Vor uns, zwischen uns, auf dem weißen Tischtuch lag sorgfältig ausgebreitet ein langer, brauner Frauenhandschuh. Der kleine Finger fehlte, und an seiner Stelle lag der gelbliche, vertrocknete kleine Finger einer rechten menschlichen Hand auf dem weißen Untergrund. Da, wo er in den Handschuh hineingeschoben war, umschloß ein goldener Ring Handschuhleder und Finger . . .

Erst als ich sie so dalehnen sah, totenblaß und mit geschlossenen Augen, kam ich zur vollen Besinnung dessen, was ich gethan hatte. Ich stand da, wie ein Verbrecher.

Als ich eben nach Hilfe eilen wollte, sah ich, wie sie sich erhob. Mit einem wilden, verzweifelten Ausdruck blickte sie um sich, wie ein Tier, welches verfolgt wird, nicht mehr aus und ein kann und zu allem entschlossen ist.

Sie sah mich unabläßig an. Dann wies sie mit einer heftigen Handbewegung nach dem Garten. Sie schritt voran. Unwillkürlich griff ich, bevor ich ihr nachging, nach dem Handschuh.

Unter den hohen, herbstlichen Bäumen des weiten, menschenleeren Parkes blieb sie stehen. Ich sah, daß sie in furchtbarer Erregung war. Und zugleich sah ich, daß sie schön war, noch schön war.

Ihre Augen sprühten, als sie mich ansah. Es lag in ihnen Drohung und Befehl zugleich.

„Ich will alles wissen! Rede!“ lautete dieser Befehl.

„Wage es nicht, mich zu belügen, oder mir etwas zu verheimlichen!“ hieß diese Drohung.

Und dort, in dem weiten, ernsten Garten, in welchem kein anderer Ton als der meiner Stimme und das Rascheln des Laubes die Stille unterbrach, erzählte ich ihr hastig und so eindringlich wie möglich die Geschichte jener Nacht — — —

Ich verschwieg ihr nichts und sprach wohl eine Viertelstunde.

Sie stand, ohne sich vom Fleck zu rühren, vor mir. In heftigster Aufregung. Nur einmal, als sie aus meinen Worten entnommen hatte, daß jener Mann tot war, sagte sie „Ah!“ und atmete, wie von einer großen Last befreit, auf. Von da an wurde sie ruhiger, während meine Erregung noch wuchs.

Ich hatte geendet.

Da streckte sie ihre Hand aus, aber es war die linke! und sagte mit befehlender Härte und unverweigerlicher Bestimmtheit:

„Mein Eigentum!“

„Ihr Eigentum!" antwortete ich leise und tonlos und legte Handschuh, Ring und Finger in die ausgestreckte Hand, die das Gereichte krampfhaft umspann.

Schon hatte sie sich dann zum Gehen gewendet, als sie in meinen Augen den einen, heißen Wunsch gelesen haben mußte. Denn noch einmal wandte sie sich zu mir:

„Ich wollte von ihm frei sein — um jeden Preis! Der Ring war die Kette. Ich wußte, er war angewachsen, wie angeschmiedet. Und —" sie stockte.

„Und sie gaben ihm —" fragte ich in atemloser Spannung.

„Den Finger — und war frei!" sagte sie mit einem unbeschreiblichen Lächeln, welches ich so noch nie auf einem Menschenantlitz gesehen hatte.

„Und er war Mediziner," stieß ich mit der brennenden Begierde hervor, noch eines zu wissen, „und er trennte den Finger, als der Handschuh noch an der Hand saß —"

Sie neigte schweigend die Stirn zur Bejahung.

„Oberhalb des Ringes?!"

Wieder das Neigen.

„Und dann erst rissen Sie den Handschuh ab? — Und der Ring löste sich —?"

Wieder bejahte ein schweigendes Neigen meine Frage.

„Und —" fragte ich, gierig und atemlos.

„Und —" und sie richtete sich in die Höhe und schrie mehr, als sie sagte, während ihre Augen fast nur Verachtung sprühten, „und warf ihm mit dieser Hand diesen Handschuh so ins Gesicht!" Sie hatte in maßloser Wut ihre Hand erhoben und — noch eine Sekunde — und auch ich —

Aber der Schlag fiel nicht nieder.

„Nein!" rief ich.

„Nein," sagte auch sie und ließ ihre Hand sinken.

Böse und gegenseitig erbittert sahen wir uns an. Wir standen so nah aneinander, daß wir uns fast berührten.

Wohl eine Minute lang. Wir haßten uns in dieser Minute. Das Weib den Mann und der Mann das Weib.

Ich sah sie an, fest und durchdringend. Doch sie sah nieder.

„Aber," rief sie noch einmal mit einer vor Aufregung gellenden, überlauten Stimme, indem ihre

Augen am Boden umhersuchten, und es war, als ob sie etwas Unausgesprochenes ergänzte, „aber ich verachte Euch alle, denn Ihr seid alle brutal!“

Und ohne Abschiedswort, ohne Gruß, ohne mich auch nur mit einem Blicke noch zu streifen, ging sie, fast wieder so ruhig und sicher, wie vorher — langsam und hochaufgerichtet den Pfad hinauf, dem Hause zu. In ihrer Hand hielt sie, was ihr gehörte.

Und während ich, wie im Erwachen aus einem langen Traum — ihr nachsah, wußte ich, daß ich sie nie mehr wiedersehen würde.

---

# Der Unglücklichste.

Saarbrücken, 1891.

Drei Unglückliche trafen zusammen.

„Ich suche das Glück und kann es nicht finden!“ — klagte der erste.

„Ich fliehe das Unglück und kann ihm nicht entgehen!“ — keuchte der zweite.

„Das Leben ist das Unglück!“ — sagte der dritte.

* * *

„Ich kann nicht mehr!“ — schrie der erste. Und der zweite wiederholte das Wort.

„Ich will nicht mehr!“ — sagte der dritte.

* * *

Der erste war gesund; aber er war arm und entmutigt.

Der zweite war reich; aber er war müde und krank.

Der dritte war weder reich, noch gerade arm; weder besonders gesund, noch krank.

* * *

„Ich bin unglücklich, jeden Morgen erwachen zu müssen," begann der erste wieder.

„Und ich bin selten so glücklich, am Abend entschlummern zu dürfen," darauf der zweite.

Der dritte schwieg.

* * *

„Wenn ich nur reich wäre, wie glücklich wäre ich!" — sagte der erste zu sich.

„O, gesund zu sein — welch' einziges Glück!" — flüsterte unhörbar der zweite.

Der dritte war verschwunden.

* * *

Da lächelten die beiden Zurückbleibenden zum letzten Mal in ihrem Leben. Aber indem auch sie grußlos voneinander gingen, maßen sie sich mit neidischen Augen: „Wie glücklich der doch ist!“ —

# Hans, mein Freund.

Berlin, 1893—94.

„Hinaus! — Nur hinaus! —“ sagte er fast knirschend. Wir verließen die Litteraten-Gesellschaft und ihr Gespräch, so schmutzig und ungesund wie die Luft des lärmenden Cafés.

Wir hatten uns dorthinein verirrt und suchten nun wieder die stille, saubere, heimliche Ecke unserer altmodischen Weinstube auf.

Er war „anders als seine Bücher“. Seine Bücher waren ernst, schwer und tief; aber er war lebendig, angeregt und scheinbar fast sorglos. Auch sprach er nie von seiner Arbeit.

Der Wein stand vor uns. Wir schlürften das erste Glas und sahen uns zufrieden an.

„Ich möchte eine Geschichte hören,“ sagte ich.

Er kannte solch' reizende kleine Geschichten, die er von den jungen Lebemännern von Piccadilly oder von den Studenten des Quartier latin oder in der Künstler-Bohème Münchens gehört, oder die er auch selbst erlebt hatte auf seinen ruhelosen Weltfahrten,

reizende kleine Geschichten, wie sie uns Maupassant hinterlassen, die er nie verwertete, außer daß er sie erzählte.

Er war ein guter Erzähler, freilich nur im kleinsten Kreise, und eine solche Geschichte wollte ich gerade jetzt.

„Ich möchte eine Geschichte," wiederholte ich faul, als er nicht antwortete.

Er sah mich an und lächelte plötzlich. Dann aber kam ein Ausdruck von Härte und Unmut in seine Augen, als er wiederholte:

„Sie möchten eine Geschichte hören? — Gut, ich werde Ihnen eine erzählen."

Wir schoben die Gläser von uns und lehnten uns zurück.

*　*　*

„Ich war seit drei Jahren zum ersten Male wieder seit fast einem Jahrzehnt in Berlin. Ich hatte viel zu thun, mußte gleich beginnen und durfte daher nicht viel Zeit mit dem Suchen meiner Wohnung verlieren. Ich wählte mir die Lage — SW. — und mietete, nachdem ich mich von der Ruhe der Zimmer überzeugt.

Das Haus war die richtige Mietskaserne. Das Treppenhaus war trüb-dunkel, jeder Flur hatte rechts, links und geradezu eine oder zwei Eingangsthüren, die mit Porzellanschildern, Briefkästen nnd Visitenkarten übersät waren; die Treppen waren nie leer, und am Hausthor hatte man sich zu jeder Tages- und Abendzeit durch einen Haufen spielender Kinder durchzudrängen.

Nichtsdestoweniger — die Zimmer waren groß und sie paßten mir. Sie lagen im Hintergrunde eines nicht sehr langen, aber ziemlich dunklen Ganges, der abends von einem Lämpchen beleuchtet war. Ihre Ausgangsthüren führten in diesen Gang. Und sie waren, wie gesagt, so ruhig, wie ich sie wünschte. Die Vermieterin war mir gleich auf den ersten Blick hin höchst unangenehm: ein langes, dürres Weib mit einem bösen, fanatischen Blick, einer kalten, klanglosen Stimme, fast zu sauber in ihrer geschmacklosen Tracht. Eine religiöse Fanatistin schlimmster Art, das war fast unverkennbar. Daß sie geizig war, sah ich an der Art, wie sie die erste Monatsrate einstrich.

Ich traf meine Anordnungen, so daß ich sie nie zu sehen brauchte und zog ein.

*  *  *

Ich sah das Weib fast nie, wurde gut bedient, d. h. wenn ich mittags nach Hause kam, fand ich die Zimmer gemacht und des Morgens beim Betreten des Wohnzimmers mein Frühstück.

Ich war viel zu Hause; ich hatte, wie gesagt, viel zu thun. Die Wochen rannen hin, ungezählt wie die Tage.

Nie begegnete ich in dem Gange zu meinem Zimmer irgend jemanden. Die Thüren waren stets fest verschlossen, und nie drang ein Ton hinter ihnen hervor. Ich glaubte nicht anders, als ich wohne völlig allein an diesem Gange mit meiner Wirtin. Übrigens dachte ich nicht weiter darüber nach, da ich nie belästigt wurde.

* * *

Eines Abends klopfte es leise an meine Thür. Ich saß am Schreibtisch und schrieb. „Herein —“

Eine schüchterne, helle Stimme sagte:

„Ein Telegramm —“

Als ich den Satz fertig geschrieben hatte, lag die Depesche auf dem Tische an der Thür, aber es war niemand mehr im Zimmer.

Ein anderes Mal hatte ich einen Brief besorgen

zu lassen und keine Zeit, selbst nach einem Dienstmann zu suchen. Ich ging, um meine Wirtin zu fragen, ob sie im Hause jemand wisse, der den Gang thun könne.

Im klopfte an die Thür, hinter welcher ich ihr Wohnzimmer vermutete. Sie öffnete, offenbar sehr erstaunt. Dann rief sie ins Zimmer hinein, als sie hörte, um was es sich handelte:

„Hans, schnell —“

Ein kleiner Junge kam. Ich gab ihm den Brief und ein Trinkgeld und prägte ihm die Adresse ein. Antwort war nicht nötig und die Sache damit erledigt.

Die Alte hatte dabei gestanden, ohne ein Wort zu sagen.

Ein paar Tage hörte ich beim Durchschreiten des Ganges — ich kam zu einer ungewohnten Tagesstunde nach Haus — aus dem Zimmer meiner Wirtin ein unterdrücktes Schluchzen und Wimmern.

Das wird mein kleiner Bote sein, dachte ich. Wie leicht Kinder doch weinen . . .

Als ich wieder ein paar Tage später von einem etwa zehnjährigen Jungen schüchtern gegrüßt wurde, ohne ihn weiter zu beachten, wurde ich wieder an

ihn erinnert. Gesehen hatte ich ihn noch nicht; es war zu dunkel auf dem Gange gewesen.

* * *

Zwei Wochen später war Ostern. Ich war nun schon acht Wochen in Berlin und hatte mehr zu thun, als je. Ich gedachte die beiden Tage zu Haus zu bleiben und in ihrer festlichen Ruhe tüchtig zu arbeiten.

Das Haus war am Ostersonntag um die Mittagzeit bereits wie ausgestorben. —

Einmal hielt ich im Schreiben inne: eine alte, schleswig-holsteinische Sage fiel mir ein . . .:

Es war im Winter und das Eis stand . . .

Das ganze Dorf ist draußen auf dem Eise, um ein Fest zu feiern. Nur ein altes, armes Mütterchen ist zurückgeblieben: krank in ihrem Bett. Aber von ihm aus sieht sie all' den Jubel auf dem Eise und den Trubel.

Aber sie sieht noch mehr, was die anderen nicht sehen: ein kleines, weißes Wölkchen am Horizonte, das Sturm verkündet und Untergang dem ganzen Dorfe. Und sie schleudert Feuer in das Stroh ihres Bettes . . . dann als eben die letzten, von dem

brennenden Feuer angetrieben, den Strand erreichen, berstet die Decke . . .

Und über dieser alten, kleinen Geschichte verlor ich die Lust am Schreiben gänzlich.

Es war ein warmer Tag. Ich öffnete ein Fenster, und die Lust erwachte in mir, auszugehen. Ein Gefühl des Unbehagens, vielleicht der einzige Mensch in diesem sonst von Hunderten bevölkerten Haus zu sein, ergriff mich; und dieses Gefühl wurde unerträglich, als ich in das von Ofenwärme verdumpfte Zimmer zurücktrat.

Als ich den Gang durchschritt, sah ich, daß eine Thür zu den Zimmern meiner Wirtin offen stand, und in diesem Zimmer saß an dem Tische in der Mitte ein Junge, still und traurig vor sich hinblickend.

Er stand auf, als er sah, daß ich näher kam.

„Wie," fragte ich erstaunt, „Du bist heute zu Hause?"

„Ja," sagte er leise.

„Warum gehst Du denn nicht hinaus und spielst, mein Junge?"

Er zögerte mit der Antwort.

„Ich darf nicht . . ." sagte er leise und sehr verlegen.

„Warum nicht?“

„Großmutter hat es verboten.“

„Ist Deine Großmutter aus?“

„Ja.“

„Und wann kommt sie wieder?“

„Um neun.“

„Und bis dahin sollst Du hier ganz allein sitzen?“

„Ich soll aufpassen, ob Sie nichts gebrauchen.“

„Hat das Deine Großmutter gesagt?“ fragte ich wieder, denn das letztere war einfach ein Unsinn, da ich nie etwas verlangte.

„Ja.“

„Ich gebrauche nichts, Du kannst also ausgehen.“

„Ich darf nicht,“ sagte er wieder leise, aber fest.

Ich sah den kleinen Kerl an, wie er so vor mir stand. Er sah blaß und kränklich aus, als wenn ihm frische Luft und gute Nahrung gleich fehlten, war mehr als ärmlich gekleidet trotz des Festtages und machte völlig den Eindruck eines vernachlässigten Kindes, das nie ein gutes Wort hört. Er sah ganz einfach verprügelt aus.

Das Zimmer war abscheulich in seiner geschmacklosen Öde, alles nüchtern, kahl, unfreundlich, unheimisch.

Das alles empörte mich. Welche Grausamkeit, ein armes Kind aus irgend einem nichtigen Grunde an einem Tage, wo alles sich zu freuen bemühte, einzusperren!

„Du kannst ausgehen, ich brauche nichts," sagte ich.

Er blieb stehen.

„Du hast wohl keine Lust?"

Er sah auf.

„Ich darf nicht," antwortete er dann endlich.

Ich wurde ungeduldig.

„Aber ich will die Verantwortung übernehmen . . ."

Er wagte nicht, es war ganz klar.

Da fiel mir ein: langweilen würde ich mich doch heute mehr oder minder. Ich wollte ihn mitnehmen.

„Ich will Dich mitnehmen, hörst Du. Nimm Deinen Hut und Überzieher und komm'!"

Er war sehr verlegen und wäre in diesem Augenblick offenbar lieber hier geblieben. Aber seine Furcht vor meiner entschiedenen Stimme war nun doch wohl größer, als die Angst vor seiner Großmutter, und so nahm er zögernd seinen Hut vom Nagel.

„Und Deinen Überzieher?"

„Ich habe keinen.“ Er war sehr rot, als er es sagte.

Ich ging in mein Zimmer und holte ein Plaid. Übrigens war es ein warmer Tag.

An der Straßenecke rief ich eine Droschke.

„Hopp, hinein. Wie heißt Du denn eigentlich?“

„Hans,“ sagte er. Seinen Zunamen sagte er nicht.

„Fahren Sie uns die Müllerstraße hinauf an der Versuchs-Brauerei vorbei zum Plötzensee, zum Schützenhaus, Sie wissen ja —“

Dort waren wir am ehesten in frischer Luft und im Walde.

Hans hatte sich auf den Rückplatz gesetzt und die Hände zusammengelegt, als hätte er sich ergeben in ein unvermeidliches Schicksal.

Ich mußte lächeln, als ich ihn so dasitzen sah wie ein Häufchen Unglück und sah ihn mir zum ersten Male ordentlich an. Er trug ein geflicktes Röckchen, aus dessen verwachsenen Ärmeln seine Arme heraussahen, feine Handgelenke. Aber es war ein häßliches Kind im übrigen: seine Hautfarbe war gelb, die Stirn eckig, die Ohren abstehend und der ganze Kopf zu groß im Verhältnis zu dem kleinen, schwächlichen Körper. Schön waren nur seine Augen

und der Mund, der von aristokratischer Feinheit war. Überhaupt, so ganz ohne Rasse war er nicht, aber alles zurückgeblieben, nicht zur Entwickelung gekommen, ich sagte es ja schon, offenbar ausgehungert und weggeprügelt.

„Also Hans heißt Du. Und wie alt bist Du?“

„Zwölf Jahre.“

Ich stellte dann noch einige Fragen, und dann begann mich die Geschichte zu langweilen, und während ich an anderes dachte, vergaß ich ihn fast. Als ich wieder aufsah, waren wir auf der öden Tegeler Chaussee und bogen gerade nach dem Plötzensee ein.

Hans hatte mäuschenstill dagesessen, und ich begegnete seinem ernsten, aufmerksamen, auf mich gerichteten Blick. Jetzt sah ich, daß er viel älter war, als seine Jahre, und wieder that er mir leid. Wir führten ein holpriges Gespräch bis zum Schützenhaus.

Dort — es war Konzert im Saale — ließ ich zunächst Kaffee und eine Riesenportion Kuchen auffahren, und dann noch eine, und endlich noch eine. Bei der dritten wurde er etwas ängstlich, aber ich bedeutete ihm, es müsse ja nicht heute sein, und er packte sie sich ein. Ich hatte mir unterdessen die guten

Leute um uns herum angesehen und vergeblich versucht, von der Musik recht wenig zu hören.

Als er fertig war, gingen wir an den See.

Aber zuerst machten wir alle Buden durch: wir warfen mit Bällen nach scheußlichen Fratzen, würfelten dreimal für zehn Pfennige, und gewannen irgend etwas Gräßliches, hielten an der Elektrisiermaschine, aber nicht bis 1000, so daß wir — Gott sei es noch heute gedankt! — keine Cigarren bekamen, und endlich setzte ich ihn aufs Karussell und ließ ihn fahren, so lange er wollte.

Der See lag still und freundlich da, der kleine, schöne See mit dem häßlichen Namen. Wir umschritten ihn und gingen dann zwischen den Schießständen und den endlosen Kirchhöfen zurück.

Hans tapfte hinter mir her durch den gelben Sand und sagte nichts mehr, da er nicht mehr gefragt wurde.

Als wir die Pferdebahn erreicht hatten, saßen wir noch eine halbe Stunde beim Glase Bier, und dann fuhren wir heim. Wenn seine Großmutter erst um neun Uhr kam, so kam er noch lange zur rechten Zeit.

Auf dem Wege hatte der Junge zwar nicht seine Schüchternheit, aber doch seine Angst verloren. Jetzt

kam diese wieder sichtbar hervor. Aber als ich ihn fragte, ob ich ihn hinauf bringen solle, schüttelte er sehr energisch den Kopf.

Ich gab ihm die Hand und ließ ihn laufen. Mit einem leisen „Danke auch schön!" schlich er sich weg. Es hatte ein echter Ton in den paar Worten gelegen, so daß ich den für mich etwas langweiligen Nachmittag nicht mehr bereuen konnte.

* * *

Als ich am folgenden Tage der Alten auf dem Flur begegnete, redete ich sie an:

„Ich habe mir erlaubt, Ihren Enkel gestern Nachmittag etwas an die freie Luft zu nehmen."

Sie antwortete nicht, aber sie sah mich an mit einem bösen und gehässigen Blick.

Es war die Kriegserklärung.

Drei Tage später schlich Hans auf der Treppe an mir vorbei. Ich hielt ihn fest.

„Nun, es ist wohl alles gut abgelaufen?" sagte ich.

Er antwortete ebenfalls nicht, sondern sah scheu zu Boden.

„Weshalb hältst Du Deine Hände auf dem Rücken?"

Er ließ sie fallen. Ich hob sie auf und sah, daß sie mit blutigen Striemen bedeckt waren.

„Was ist das?“

Er antwortete wieder nicht.

„Du kommst jetzt mit auf mein Zimmer,“ sagte ich.

Dort nahm ich seine Hände in die meinen und fragte ihn, daß er antworten mußte.

„So schlägt sie Dich? — Womit?“

„Mit einem Lineal . . .“ stammelte er.

„Warum?“

„Weil ich Sonntag ausgegangen bin.“

„Schlägt sie Dich oft?“ — Ich mußte diese Frage wiederholen. Er sah nieder, schwieg und bewegte lautlos die Lippen.

„Wie oft?“ — drang ich ihn.

„Alle Tage“ — glaubte ich zu verstehen.

Jetzt wußte ich genug. Ich ließ seine Hände los, die armen kleinen, mageren, feuchten Hände mit den schlecht gepflegten Nägeln, den fleischlosen Knöcheln, den Narben, den blutigen Stellen . . .

Ich schob ihn hinaus.

Als ich vom Essen kam, ging ich direkt von meinem Zimmer auf das meiner Wirtin zu, klopfte stark und trat sofort ein.

Sie saß am Tisch, der Junge ihr gegenüber, totenblaß, mit einer blutigen Strieme an der Stirn, zitternd und aus weitaufgerissenen, angstvollen Augen auf seine Peinigerin starrend.

Beide sprangen auf, als sie mich so unverhofft sahen. Die Alte war nicht erschrocken, nur maßlos erstaunt. Ich hatte den letzten Rest von Geduld verloren.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen,“ sagte ich, „schicken Sie Ihren Enkel hinaus.“ — Sie sah erst mich, dann ihn an, machte eine herrische Bewegung nach der Thür und das Kind schlich sich hinaus.

Wir saßen nun beide in Positur und ich kann Ihnen sagen, ich bebte vor Wut. Es folgte eine lange und widerwärtige Auseinandersetzung, die ganz zwecklos war und aus der mir nun der Grund ihres Hasses gegen ihr Enkelkind klar wurde: es war ein uneheliches, es war der „Schandfleck der Familie“, ihrer „ehrbaren, anständigen Familie“, welche immer in „den Wegen Gottes gewandelt“ sei u. s. w.

Ich redete ihr zu, ich drohte, wurde heftig und hatte dabei immer halb und halb das Gefühl, mich um eine Sache zu kümmern, die mich eigentlich nichts anging. Das wußte das Scheusal und so kamen wir zu keinem Zweck.

Sie gebrauchte die Bibelsprüche haufenweise.

Endlich ergriff ich das letzte und einzige Mittel.

Ich legte ein Zwanzigmarkstück auf den Tisch und erklärte mich bereit, ihr diese Summe allmonatlich zahlen zu wollen, wenn sie dieselbe zum Besten ihres Enkels verwenden und mir vor allem „auf ihr Gewissen“ versprechen wolle, das Kind nicht mehr körperlich zu züchtigen.

Nun kämpfte ihr Geiz mit ihrer viehischen Grausamkeit. Ihre Augen verschlangen das Goldstück, aber als ich ungeduldig wurde, noch einmal drohte, andere Wege einschlagen zu wollen und das Geld zurücknehmen wollte, wurde sie weinerlich, und ich hatte gesiegt.

„Ja — ja — gewiß . . .“

Ich ging hinaus, angeekelt, wie selten in meinem Leben.

* * *

Von nun an paßte ich aber auf.

Nach einigen Tagen fing ich Hans ab und nahm ihn eindringlich ins Verhör: nein, er war wirklich nicht mehr geschlagen worden.

Es war kälter, empfindlich kalt geworden.

Einmal sah ich ihn traurig in der eisigen Stube bei seinen Büchern sitzen. Die Alte war aus. Ich nahm den Halberstarrten mit auf mein Zimmer und erlaubte ihm da zu bleiben, wenn er ganz still sein wolle.

Ich setzte ihn in einen der großen Lehnstühle am Tisch, in welchem er fast ganz versank, und arbeitete, ihm den Rücken zukehrend, weiter. Als ich mich nach einer Stunde umsah — ich hatte ihn längst vergessen —, sah ich ihn regungslos dasitzen, so still, daß er kaum zu atmen wagte.

Seitdem kam er öfter. Erst mußte ich ihn holen, dann machte er freien Gebrauch von seinem passe-partout. So leise kam er, daß ich ihn selten hörte. Dann kroch er auf seinen Stuhl und nahm sich ein Buch vor.

Er störte mich nicht. Ich hörte nichts von ihm, als zuweilen seine leisen regelmäßigen Atemzüge und hier und da in einer Pause meiner Arbeit das unendlich behutsame Umschlagen einer Seite in leisem Knistern.

Er war vollkommen verschüchtert, der arme Kerl, und es dauerte lange Zeit, ehe er dazu zu bringen war, auf alle Fragen zu antworten. Von sich aus

hat er selbst mir nie etwas erzählt. Aber ich brachte doch aus ihm heraus, was ich wissen wollte.

Es war nicht viel: eine kleine, alltägliche, traurige Kindheitsgeschichte.

Die Mutter, eine Näherin, hatte ihn eines Tages geboren. Er war aufgewachsen, wie die meisten armen Berliner Kinder: halb auf dem Hofe und der Straße, und halb in der einzigen Stube seiner Mutter.

Aber er hatte doch in dem ersten Jahrzehnt seines Lebens deren Liebe nicht ganz entbehrt.

Mit sechs Jahren war er in die Volksschule geschickt und mit zehn Jahren war seine Mutter gestorben: die beiden großen Ereignisse seines Lebens.

Dann hatte ihn die Großmutter zu sich genommen, und seit diesem Tage war jede Freude, auch die kleinste, aus seinem Leben verbannt. Er sprach nie von den Züchtigungen, die er erlitten, aber ich merkte aus allem, wie grausam sie gewesen sein mußten.

Er wurde nach und nach etwas lebhafter. Von Heiterkeit und Frische konnte aber keine Rede sein.

*　　*　　*

Eines Abends zeigte er mir mit sehr wichtiger Miene, was ihm seine Mutter hinterlassen. Es war ein Brief und eine Photographie. Sie hatte ihm beides, als sie starb und das letzte Mal allein mit ihm war, in die Hand gedrückt und ihn ermahnt, es niemand zu zeigen, auch nicht der Großmutter. Den Brief solle er öffnen, wenn er groß genug sei, um ihn zu verstehen.

Der Brief, den sie einige Wochen vor ihrem Tode geschrieben hatte, wie der Poststempel zeigte, war an den Träger eines bekannten adligen Namens im Tiergartenviertel gerichtet und trug den Vermerk: „Adressat verreist", was wohl ebenso gut hätte lauten können: Annahme verweigert. Die Adresse war geschrieben mit ungeübter Hand.

Die Photographie war hervorgegangen aus einem der ersten Berliner Ateliers und offenbar vorzüglich. Ich verglich des Kindes traurige, gespannte, unruhige Züge mit des Vaters stolzem, hartem, forschem, fast grausamem Gesicht: ich fand keine andere Ähnlichkeit, als in der feinen Form der Nase und einem gewissen herben Zug in den Mundwinkeln, die bei dem einen Überhebung, bei dem anderen vertrauenslose Verschlossenheit gegraben. Das Bild war offenbar unzählige Male zur Hand

genommen. Ich gab es ihm wieder mit dem Brief, diesem letzten Schrei eines verzweifelten Herzens, welches nutzlos seinen letzten Stolz zum Opfer gebracht für das, was es liebte, und nicht anders retten konnte.

„Das mußt Du sehr gut aufheben, Hans," sagte ich, „und deiner Großmutter niemals zeigen."

Er nickte überzeugt.

*  *
*

Einige Wochen später fiel mir das Bild wieder ein. Im Opernhaus, während einer Festvorstellung, stieg im Zwischenakt ein höherer Offizier, nicht mehr ganz jung, von auffallend hohem Wuchs, an mir vorbei die Treppe herunter. Ich fragte nach den Namen. Es war so, wie ich gedacht. Ich erzählte natürlich Hans nicht, daß ich seinen Vater gesehen, aber ich dachte mir mancherlei.

Der Vater hatte ihm doch verdammt wenig mitgegeben für den Kampf ums Dasein, dem armen, kleinen Kerl . . .

*  *
*

Sie wissen, was für ein leidenschaftlicher Bewunderer Dorés ich bin, heute mehr als je, wo jeder

Esel über diesen gigantischen Künstler seine Nase zu rümpfen wagt. Ich besitze die sämtlichen Werke, die dieser große Geist in der Zeichnung wiedergegeben, und es machte mir ein ungeteiltes Vergnügen, wenn Hans auf meine Frage, welche Bücher er heute besehen wolle, immer wieder antwortete: „die großen".

Seltsam — manches Mal habe ich mit dem unwissenden Kinde über diesen wahrhaft großen Büchern gesessen, und wir sind Hand in Hand dieser enormen Phantasie mit Dante in die Hölle und mit Milton ins Paradies gefolgt! . . .

Doch im allgemeinen hatte ich wenig Zeit für Hans übrig und ließ ihn allein sitzen, während ich schrieb. Einmal, während ich innehielt, sah ich wieder seine Augen mir zugekehrt.

„Was möchtest Du werden, Hans?" fragte ich.

Da sagte er mit einem reizenden Ausdruck der Freude, das ich erraten, an was er dachte: „Ein Dichter!"

Ein Dichter! — Ich glaube fast, daß er einer geworden wäre, wenn nicht —

* * *

Ja, wenn nicht! . . . Lassen Sie mich kurz sein.

Die Tage gingen wieder wie im Fluge hin. Er war von einer rührenden Dankbarkeit gegen mich, die sich oft in echt kindlicher Weise zeigte.

Er war mir wirklich lieb geworden.

Da erhielt ich eine Nachricht, die mich zwang, Berlin fast sofort zu verlassen.

„Hans," sagte ich, „ich muß fort —"

„Nein," antwortete er mir, aber sein Blick suchte zu ergründen, ob ich scherze oder nicht. Dann ging er hinaus und kam an diesem Tage nicht mehr.

Ich kündigte sofort.

Als ich der Alten die Miete zum letzten Mal einhändigte, sprach ich noch einmal mit ihr über ihren Enkel. Ich bat sie dringend, das Kind besser zu behandeln. Das Frauenzimmer hörte mir schweigend zu, aber hinter ihren kalten Augen, mit denen sie mich ansah, schien ein Plan zu liegen, ein unumstößlicher . . .

Geld gab ich ihr nicht mehr. Sie hatte es stets dafür genommen, daß sie ihn nicht mehr schlug; weder hatte sie ihn besser genährt, noch gekleidet, und an weitere Ausgaben für ihn dachte sie überhaupt nicht.

Ich gab es ihm selbst, ich drückte es ihm in die Hand, als ich wegging. Die Alte war nicht zu sehen.

Hans war in den letzten Tagen oft bei mir und höchstens stiller geworden. Aber als ich ihm jetzt Adieu sagte — mein Wagen wartete und die Sachen waren schon heruntergetragen — und ihn zu mir emporhob, die kleine, federleichte, schmächtige Gestalt — da erschrak ich selbst über den Ausdruck seines Gesichtes. Seine Augen waren weitgeöffnet und sahen mit namenloser Angst in die meinen, mit einer so namenlosen, flehenden, verzweifelnden Angst, daß ich beunruhigt sagte:

„Aber Hans, sei doch ein Mann! — Wir sehen uns ja wieder, ich bleibe ja nicht für immer fort —“

Einen Augenblick fühlte ich seine eiskalte Wange an der meinen, dann ließ ich ihn niedergleiten und schrieb noch in Eile eine ständige Adresse auf. Er nahm den Zettel teilnahmlos.

In der Mitte des Zimmers stand er, leichenblaß und wie gebrochen, und sah mir nach, thränenlos, wie immer, auch in dieser Minute noch.

So sehe ich ihn noch.

*　*　*

Ein Jahr später war ich wieder in Berlin. Ich hatte mir fest vorgenommen, bei der ersten Gelegenheit Hans zu besuchen. Aber Sie wissen ja, wie es mit solchen Vorsätzen geht: ich wohnte in einem völlig anderen Stadtteil und Woche auf Woche, Monat auf Monat verging, ohne daß ich mein Versprechen eingelöst.

Da liegt eines Morgens unter meinen Briefen einer, der von Berlin nach der Stadt, wo ich den Rest des letzten Jahres verbracht hatte, und von dort hierher zurückgesandt war und dessen Adresse mit einer großen, steilen Schülerhand geschrieben war. Mitten unter all den andern Briefen lag er da, als habe er sich nur verirrt. Aber er war an mich.

Er war von Hans.

Ich kann Ihnen nur eins sagen: das nichts, nichts im Leben mich heftiger erschüttert hat, wie dieser kleine Brief dieses armen Jungen. Er schrieb mir etwa so: er müsse mir doch schreiben, denn er glaube, daß er nicht mehr lange leben könne; er werde immer geschlagen, jeden Tag, seit ich fort sei; ich sei so gut zu ihm gewesen, ob ich denn nicht bald wiederkäme, er würde sich so sehr freuen, mich

noch einmal zu sehen ... Unterschrieben hatte er: Ihr lieber Hans.

Der Brief war in jener eckigen, großen Kinderhandschrift geschrieben und gewiß in großer Aufregung und Angst, denn einzelne Worte waren durch Thränen verwischt. — So hatte er nun doch Weinen gelernt.

Es hatte fast acht Tage gedauert, bis mich der Brief erreicht. Lassen Sie mich enden ... Ich warf alles hin und setzte mich in eine Droschke. Nach einer halben Stunde stand ich vor der Thür, die ich so oft durchschritten, und klingelte heftig.

Ich hörte den schlürfenden Tritt, den ich kannte. Unverändert bis auf die Fußsohle stand das Weib vor mir. Es war maßlos erstaunt.

„Guten Tag," sagte ich, und hörte, wie rauh meine Stimme klang. „Ich wollte mich nach Hans erkundigen."

Die Frau antwortete und rührte sich nicht, aber ein unglaublich gemeines Lächeln überflog ihr Gesicht.

„Wo ist er?" fragte ich fast drohend. Und da sie wieder nicht antwortete, trat ich vor und zwang sie zurückzutreten. Sie zog sich zögernd nach der Küche zurück. „Er ist da," sagte sie dann, als sie

merkte, daß ich Ernst machte, und zeigte nach der Thür. Nie hat ein hohnvollerer Triumph in wenigeren Worten gelegen.

Ich trat in das Zimmer. Es war leer. Aber die Thür zu dem Nebenzimmer stand offen und hier — in einem elenden zerrissenen Bett — auf dem Rücken lag Hans. — — Er war tot.

Ich eilte auf das Bett zu. Ich ergriff seine Hände — sie fielen schlaff herab; ich hob das Kinn in die Höhe — es sank nieder. — — Er war tot.

Ich setzte mich auf den Rand des Bettes.

Ich sah ihn lange an.

Sein Auge war fest geschlossen. Ein müder, gequälter Ausdruck — derselbe, den er im Leben nie verloren — lag, nur viel stärker, auf dem kleinen Gesicht.

Plötzlich sprang ich auf. Ich hatte etwas gesehen — was war das?

Auf der Stirn eine Wunde, an der Schulter, welche nackt durch das zerrissene Hemd sah, eine Wunde, ich zog die dünne Decke von der Brust und schob das Hemd beiseite: Wunde bei Wunde, Strieme an Strieme, Narbe neben Narbe! — — Ich glaube, ich schrie auf vor Grauen.

Sie hatte ihn totgeprügelt!

Das Entsetzen überlief mich in eisigen Schauern. Und wie ich wieder in das Gesicht des Kindes sah, schien es mir, als öffneten sich diese braunen, klaren, unschuldigen Augen und sprächen zu mir: Und du bist ihr Mitschuldiger, denn du hast es geduldet! — du konntest mich retten, und du hast es nicht gethan! — —

Ich zog die Decke um seine blutigen Schultern, schob das Haar aus der Stirn, nahm wieder die kalten Hände in die meinen und saß lange auf dem Rande des Bettes, bedrückt von Gefühlen, bitterer wie die Reue. . . .

Endlich besann ich mich.

Ich ging auf den Flur, bleich vor Wut. Ein häßliches, gemeines Gesicht streckte sich zu der Thür des hintersten Zimmers heraus — ich stürzte förmlich auf sie zu.

„Mörderin!" — schrie ich. — „Verruchte Mörderin!"

Ich glaube, ich hätte sie erwürgt.

Mit einem gellenden Schrei hatte das Weib — noch ehe ich es erreicht — die Thür zugeschlagen und verschlossen.

Ich hieb gegen die Thür mit der Faust, ich weiß nicht, wie lange. Sie öffnete nicht.

„Du wirst schon öffnen!“ knirschte ich.

Dann ging ich zurück zu dem toten Kinde. Es war mir unmöglich, es noch einmal anzusehen. Ich eilte fort.

Ich fuhr zu einem alten Freunde, einem Rechtsanwalt. Er hörte mich sehr geduldig an.

Aber dann: „Beweise . . . Beweise!“ — Und dann der Zweck? — Es war ja nun doch einmal geschehen. . . .

Und so war es auch.

*     *
*

Sie wissen, wie wenig mir daran liegt, was mit unsern Kadavern nach unserem Tode geschieht. Wenn wir uns am meisten und endlich zu Tode gequält haben, beheulen wir uns am lautesten und jämmerlichsten.

Ich ging nicht einmal mehr hin. Ich that garnichts. Aber ich kann Ihnen nicht sagen, Mackay, wie sehr und in wie vielen Stunden ich gelitten habe unter dem Gedanken: Du hättest ihn retten können, und du hast es nicht gethan! . . . Aber so sind wir: zu allem haben wir Zeit, was innerhalb

der Gleise unseres Lebens liegt. Sollen wir aber nur einmal — unangetrieben durch irgendwelche Notwendigkeit — handeln aus freien Stücken, so versagen wir, so versagen wir elend! . . . Feiglinge, die wir alle sind im Dienste des Lebens . . ."

Er schwieg. Wir schwiegen beide.

Dann griffen wir nach unsern Gläsern, aber der Wein schmeckte herb und bitter.

„Warum schreiben Sie sich die Geschichte nicht vom Herzen?" — fragte ich nach altem Rezept.

Er schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er.

„Ich möchte sie schreiben" — fuhr ich fort.

„Ja," sagte er gleichgültig.

„Ich würde sie nennen: „„Hans, mein Freund"" . . .

„Hans, mein Freund!" hörte ich ihn bitter lachend wiederholen. „Ja, er war *mein* Freund, aber ich war nicht der seine. Armer Hans! — Was suchtest Du Dir keinen besseren . . . Armer Hans! . . ."

Und jetzt — in diesem Augenblick — erkannte ich während eines jahrelangen Verkehrs in ihm den

Dichter, der die „Lieder der Trauer“ geschrieben und der jene intime, schmerzliche, fast erhabene Dichtung sang, welche die Esel der Kritik verdammt und ein nicht nur undankbares, sondern auch albernes Publikum nicht gelesen hat, weil sie in Versen gedichtet war.

# Die Blinden.

Berlin, 1894.

An diesem Abend, als ich müde und traurig war, ging ich in den großen Saal, wo Musik gemacht wurde. Es war ein Massenkonzert — eine Masse Musik für eine Masse von Menschen um zehn Pfennige.

Ich drängte mich durch. Von den Hunderten Tischen war vielleicht nur noch einer unbesetzt, und dieser eine, weil er hinter einem Pfeiler stand und Orchester und Publikum fast vollständig verdeckte. Während ich den Überzieher abzog, bemerkte ich, daß nur ein Tisch noch schlechter stand als der meine; und die an ihm saßen, schienen ihn recht mit Absicht ausgesucht zu haben, um nicht gesehen zu werden.

Es waren ein Mann, eine Frau und ein halbwüchsiger Junge.

Der Mann saß neben der Frau, und von meinem Platze aus gesehen hinter ihr; der Junge saß ihnen gegenüber.

Die Kellner liefen hin und her, die Menschen lachten und schwatzten und klapperten mit den Tellern und Gläsern, die Musik lärmte und nur an unseren beiden Tischen war es still.

Ich wurde noch müder und trauriger und dachte daran fortzugehen. Aber ich sah ein trübes und leeres Zimmer vor mir und blieb.

Unwillkürlich, ohne es selbst zu wissen, richteten sich meine Blicke wieder und wieder auf den Tisch dort vor mir, und um den eigenen Kummer zu vergessen, that ich, was ich oft thue: ich suchte ihn bei anderen auf, gewiß, ihn immer zu finden.

Ich begann mit der Frau.

Sie war nicht mehr jung, nicht mehr schön, oder besser: wohl nie schön gewesen, einfach in dunkles Tuch gekleidet, und sie saß da in einer auffallend steifen, gezwungenen Haltung, die Hände gefaltet im Schoße, und ohne die Lehne des Stuhles zu benutzen. Sie saß fast regungslos, den Kopf ein wenig nach vorn geneigt, lauschend, ohne ein Wort zu sprechen.

Dann, während sie mit der Hand tastend nach dem Glase langte, sah ich plötzlich, daß sie blind war.

Um den Mann zu sehen, der ihr zur Seite saß, mußte ich den Standpunkt meines Stuhles verändern: ich rückte scheinbar unwillkürlich zur Seite.

Er saß, mit dem Gesicht mir zugewandt, dicht zu der Frau geneigt, vornübergeneigt und sprach in gedämpfter Lebhaftigkeit auf sie ein, die Hände auf die Knie gelegt und nicht ganz so ruhig wie sie. Es war ein großer und stattlicher Mann, mit blondem Haar und Schnurrbart, und in gleich einfachem, dunklem Anzug.

Auch bei ihm fiel mir in der Haltung etwas Gezwungenes auf, und als er nun zögernd und vorsichtig nach den Händen der Frau griff und dabei den Kopf etwas erhob, sah ich, daß auch er blind war.

Der Junge hatte sich einen Stoß illustrierter Blätter herbeigeschleppt nnd las eifrig, ohne sich um die beiden zu kümmern. Daran, daß er aus dem Glase der Frau mittrank, sah ich, daß er zu ihr gehörte; er war wohl ihr Bruder.

Niemand kümmerte sich um den Tisch, von dem aus kein Laut den allgemeinen Lärm vermehrte. Die Musik spiele Stück auf Stück und die Kellner rannten mit immer neu gefüllten Gläsern hin und her.

Ich kam mir vor wie ein Eindringling und wandte meine Blicke von den Blinden ab.

Nur einmal noch — nach einer halben Stunde — sah ich wieder hin, und angezogen von dem unbeschreiblichen Ausdruck auf ihren Gesichtern, vermochte ich nicht sofort weiterzusehen.

Sie saßen noch in derselben Stellung wie vorhin, nur hatte der Mann jetzt die Hände der Frau gefaßt. Er sprach noch immer, und sie hörte ihm zu mit einem zögernden Lächeln. Auch ihre Lippen bewegten sich leise.

Er beugte sich noch näher zu ihr. Er griff in die Tasche — halb unter dem Tisch — schob er über den Mittelfinger ihrer rechten Hand langsam und behutsam einen goldenen Ring. Niemals habe ich so viel innige Liebe auf dem Gesicht eines Menschen gesehen wie auf dem seinen in dieser Minute und niemals so viel Glück wie auf dem ihren!

Und keiner hatte es gesehen außer mir, keiner . . .

Sie sprachen weiter und hielten sich an den Händen.

Das Konzert war zu Ende.

Sie standen auf. Langsam ging ich hinter ihnen her. Am Ausgange blieben sie stehen. Der Junge spähte nach der Pferdebahn. Als sie kam, leitete er den Mann über die Straße, während die Schwester wartete, und kehrte erst zurück, als er ihn in den Wagen gebracht. Dann schob er seinen Arm in den der Blinden und führte sie ebenso sicher über den Straßendamm und weiter.

Ich stand allein, nicht mehr müde und nicht mehr traurig, sondern erfüllt mit Scham und mit Freude.

Nicht nur mit den Augen redet sie ihre Sprache, die Liebe! . . .

---

# Da erinnerte er sich plötzlich …

Berlin, 1894.

Er war nun allein.

Er war befreit von seiner Frau, seiner Tochter, seinem Geschäft.

Seine Frau war gestorben; seine Tochter nach auswärts verheiratetet, und sein Geschäft hatte er verkauft, da er jetzt genug Geld besaß für den Rest seines Lebens.

So lebte er jetzt: er stand später auf als gewöhnlich, und kleidete sich gemächlich an. Nach dem Frühstück besah er irgend etwas: eine Sammlung, ein Museum, oder er trank einen kleinen Frühschoppen an der Potsdamer Brücke; nach dem Essen schlief er. Dann las er und schrieb ein wenig, und mit dem beginnenden Abend ging er an seinen Stammtisch mit großer Regelmäßigkeit . . .

Er ließ die Stunden vergehen, wie sie wollten. Jetzt, wo er so viel Zeit hatte, dachte er an so manche Dinge, die ihm früher nie in den Kopf gekommen.

Eine so große Sehnsucht war in ihm, die Sehnsucht nach jener Zärtlichkeit, die er nie in seinem Leben genossen und die er sein ganzes Leben entbehrt.

Er hatte sie nie gefunden.

Nicht in dem Hause seiner Eltern. Die lagen — halb tot gedrückt durch die Sorgen des Lebens — in beständigem Streit miteinander.

Nicht bei seinen Geschwistern. Es war eine große Kinderbande gewesen, in welcher sich alles durcheinanderprügelte um den besten Happen und den wärmsten Platz.

Nicht in seiner Lehrzeit. Sein Meister war ein harter und strenger Mann, der nur das Notwendigste sprach.

Nicht bei seiner ersten Liebe. Es war ein wilder Rausch gewesen, und lange hatte es gedauert, bis er sich von ihr freimachen konnte: Jahre.

Bei seiner Frau nicht und nicht bei seinem Kinde.

Seine Frau war eine kühle und gelassene Person gewesen, nach außen hin von einer gewissen majestätischen Liebenswürdigkeit, nach innen indifferent und behaftet von oben bis unten mit der Kleinlichkeit der Oberflächlichkeit. Sie hatte ihn gequält, so gut, wie sie es konnte, und früh das

Kind gelehrt, Partei mit ihr gegen den Vater zu nehmen. Und dieses Kind sollte nie zärtlich gegen ihn gewesen sein? — O doch. Wenn es etwas haben wollte. Dann war es gekommen zu seinen Knieen und zu seinem Munde, so daß es ihm fast lieber gewesen, es wäre überhaupt geblieben.

Unter seinen Bekannten, wie überall bei jedem, der Gelegenheit hatte, ihn näher kennen zu lernen, war er sehr beliebt.

Seine Frau war gestorben. Er konnte sich längst nicht mehr darüber täuschen, daß es lächerlich für ihn gewesen wäre, bei ihrem Tode ein anderes als das Gefühl der Erleichterung zu haben.

Seine Tochter war verheiratet. Er hatte ihr den Mann gekauft, den sie sich ausgesucht, und damit den letzten Wunsch erfüllt, den er ihr gewähren konnte. Er blieb ihm nichts mehr für sie zu thun übrig.

Da hatte er sich auch von seinem Geschäft befreit, welches zwecklos für ihn geworden war. Er selbst hatte immer ohne Ansprüche gelebt und übergenug für seine letzten Tage.

So lebte er nun, fast plötzlich in einen großen Überfluß von Frieden, Ruhe und Muße versetzt.

*　　*　　*

Wie er nun in seinen vielen stillen Stunden so eines nach dem anderen der wohlgeordneten Blätter seines Lebens aufschlug und wandte, da wußte er denn, was ihm gefehlt hatte.

Und eine große Unruhe ergriff ihn plötzlich: die Unruhe der Menschen, die vor Thoresschluß noch nachholen wollen, was sie versäumt haben, und doch nicht wissen, wie das möglich sein könnte. Verzweifelt kehrte er immer und immer wieder zu der Vergangenheit zurück: etwas mußte dort verschüttet liegen, etwas sich unter allem Staube der Jahre und Mühe finden lassen, das noch so viel Duft in sich trug, um damit die letzten Stunden zu überschütten.

Er suchte und suchte und fand nichts.

Es war in den ersten schönen Tagen des Jahres. Die Sonne lag an seinen Fenstern, schmeichelnd und spürend, wie groß ihre Kraft bereits sei.

Da, während er über dem Sichten alter Papiere saß und beim Durchblättern eines alten Conto-Buches ein Verlustposten in seine Augen sprang, den er durch eigene Versäumnis verschuldet, da erinnerte er sich plötzlich:

Er war ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren und auf acht Tage in Leipzig in Geschäften.

Es war die Zeit der letzten Karnevalbälle und er hatte für den Abend eine Verabredung mit einem Geschäftsfreunde getroffen, den Maskenball im Krystallpalast zu besuchen.

Aber sein Freund kam nicht und er durchstreifte mißmutig das Gedränge, bis er sich an einen Tisch setzte, ein Glas Bockbier nach dem andern trank und mit sich zu Rat ging, ob er in sein Hotel und zu Bett gehen solle oder nicht.

Da erlöste ihn ein kleines Mädchen, das sich an seinen Tisch setzte, aus seinen Zweifeln.

Sie waren bald einig, und nach fünf Tagen, als er abreisen sollte, war er noch so wenig mit seinem Geschäft fertig geworden, daß er weitere fünf Tage bleiben mußte.

Dann nach weiteren fünf Tagen hatte er sein Geschäft immer noch nicht erledigt, aber keine Zeit mehr zu bleiben, so daß er abgereist war.

Dieses kleine Mädchen war schuld an dem Verlust, dessen Zahl ihm jetzt, nach fast vierzig Jahren, wieder in die Augen sprang.

Plötzlich wußte er, daß er einmal in seinem Leben glücklich gewesen war, einmal und niemals wieder so vollständig glücklich.

*　　*　　*

Er ging auf und ab, auf und ab.

Seine Unruhe wuchs und wuchs. Eine Last lag auf ihm, von der er sich befreien mußte.

Alles war so still um ihn, daß er das Ticken der Uhr im Nebenzimmer durch die geschlossene Thür vernahm. Das wurde ihm unerträglich.

Aber wo sollte er hin?

An seinen Stammtisch konnte er bestenfalls erst in drei Stunden. Einen seiner Bekannten aufsuchen? Die waren alle bei ihrer Arbeit.

Sollte er spazieren gehen? — Aber wohin?

Er setzte sich an seinen Tisch und legte die Arme über die Papiere. Langsam sank seine Stirne nieder.

Nein, es war nicht gut, allein zu sein . . .

Seine Unruhe ließ nach.

Auf einmal fuhr er auf. Er hatte ihr Lachen gehört, mit dem sie ihn rief: das leise, melodische Lachen, das er nicht vernommen in diesen vielen Jahren, es war ihr Lachen.

Hastig sprang er auf.

Er überlegte, überlegte, überlegte. Dann lief er durch alle Zimmer, wühlend und suchend: — einen Handkoffer und was er brauchte für wenige Tage.

Nach einer halben Stunde war er fertig. Er verschloß die Wohnung, schrieb ein „Verreist“ an die Tafel seiner Thür und eilte hinunter.

Er saß im Wageu und fuhr zum Bahnhof. Er wunderte sich nicht einmal, als er hörte, daß der nächste Zug nach Leipzig schon in einer halben Stunde ging und daß er fast gar nicht zu warten brauchte.

Bald saß er in den Polstern des Coupés.

Sie hatte ihn gerufen, gerufen mit ihrem Lachen, und er kam.

* * *

Am Abend war er in Leipzig.

Während der Fahrt flog öfters ein seltsames Lächeln über sein Gesicht.

Er fuhr, wie der Bräutigam seiner Braut, in einer fast zitternden Erwartung und einem übermäßigen Verlangen seinem Glücke entgegen, das die Verschwiegenheit noch vergrößerte.

Es war schon spät, aber dennoch verließ er noch einmal das Hotel, welches an der Ringpromenade lag.

Es war ein warmer und dunkler Abend.

Er suchte den Brühl. Er hatte nur eine Seitenstraße zu durchschreiten. Bald war er da. Dort erkannte er zum ersten Male das alte Leipzig wieder: die alten hohen Giebelhäuser mit ihren Geschäften bis in den fünften Stock hinauf.

Langsam schlenderte er die Straße hinunter.

Immer aber dachte er an das eine: Morgen! — Morgen! —

Er suchte sich eine Gosenschenke. Es war gar keine Müdigkeit, es war nur Frische in ihm, und es war ihm gleich, daß es der Mitternacht zuging.

Als er vor dem hohen Glase mit der gelben Flüssigkeit saß in der holzgetäfelten, alten Stube, in der jeder der langen Tische durch hohe Holzwände von den anderen getrennt war und so ein jeder für sich einen gemütlichen Winkel bildete, überkam ihn ein unsägliches Wohlbehagen, und er paffte den Rauch seiner Cigarre von sich wie ein junger Fant.

Er bekam Lust zu sprechen. Die echte Freude ist immer mitteilsam, der echte Schmerz nur, wenn er die Grenze der Verzweiflung überschritten hat, und auch dann nur in seltenen Fällen.

Er sprach mit dem Kellner, dann mit einem dicken Herrn, der sich zu ihm an den Tisch setzte,

eine ganze Stunde lang, bis er wirklich drei Gosen getrunken hatte.

Er schlief vortrefflich in dem guten Bett des sauberen Hotels. In seinen letzten Gedanken stand ihr Bild.

* * *

Als er sich am Morgen erhob, fühlte er sich so jung, wie nicht seit Jahren.

Er aß sein Frühstück mit Appetit und ergötzte sich an dem unveränderten Aussehen eines sehr langweiligen, sehr konservativen Tagblattes und der Stereotypie seiner kleinkrämerischen Inserate.

Aber nicht lange. Denn alles trieb ihn hinaus: der Sonnenschein und ein starkes, drängendes Gefühl, das noch ohne bestimmtes Ziel war.

Er wußte eigentlich nicht, wohin er wollte. Und doch wußte er es.

So ging er über die Promenade am alten Theater vorbei und vorbei an der Kirche, der Kirche mit dem hohen spitzen Turm — hieß sie nicht Thomaskirche? — bis er an die alte Pleißenburg kam.

Hier stand er still.

Wieder, wie beim Entschlummern gestern Abend, hob sich von dem verwischten Grunde seiner Erinnerungen deutlich und greifbar ihr Bild, wie es sein gewesen war in einer Stunde — der letzten Stunde des Abschieds!

Hier hatten sie gestanden, beschützt von den Schatten des Spätabends. Sie hatten verabredet, sich hier zu trennen, nicht in dem Gedränge des Bahnhofs.

Er hatte ihr versprochen, noch in diesem Jahre wiederzukommen und selbst geglaubt, was er sagte.

Er hob ihr Gesichtchen in die Höhe, um es noch einmal zu sehen in all' seiner rührenden Freundlichkeit, welche er noch mehr liebte wie ihre Jugend und ihren Liebreiz.

Dann küßten sie sich, so lange, bis zwei halbtrunkene Studenten sie mit spöttischen Zurufen störten.

„Komm' ganz sicher wieder,“ sagte sie noch leise in bittendem Tone, in welchem sie oft sprach.

Ganz sicher, ganz sicher kam er wieder . . .

Jetzt war er da. — — —

*  *  *

Er war weitergegangen in tiefem Sinnen.

Immer neues fiel ihm ein, nun, wo er die Stätte wieder unter seinen Füßen hatte.

Jetzt wußte er, wohin er wollte und wo es war, daß sie auf ihn wartete.

Und er riß sich auf.

Er mußte zu ihr.

Er wußte, daß er — um den kleinen Fluß entlang bis Connewitz gehen zu können — einen Teil der Stadt zu durchschreiten hatte. Dann kam er über Felder und endlich gelangte er zu einem Sommerbade, auf dessen Namen er sich vergeblich besann.

Er fragte mehrere Vorübergehende, indem er ihnen dies alles beschrieb.

Endlich hatte er den Namen: das Fischerbad.

Nun zeigte man ihm an dem Faden dieses Namens weiter und weiter und er ging achtlosen Sinns vorbei an den neuen, großen Gebäuden und wunderte sich kaum darüber, wie weit die Häuserreihen sich gedehnt.

Die Gegend wurde ganz einsam, als er die letzten Straßen verlassen. Ein Waldrand tauchte auf. Er erreichte ihn bald.

Verschlossen und schweigsam lag das Bad.

Eine ernste, fast feierliche Stille herrschte rings umher.

Sie wollte nicht recht zu seiner erwartungsvollen, glücklichen Stimmung und dem warmen Sonnenschein passen, so fand er.

Nun wußte er wieder, wo er war und ohne zu zögern fand er den Pfad. Er mußte ihm folgen, stets am Fluß entlang . . .

Es war kühl unter den Bäumen. Das schwarze Wasser floß träge. Kein Mensch begegnete ihm.

Als er an der Wasserschänke war — einer am anderen Flußrande in ihn hineingebauten Bretterbude, wo es im Sommer Erfrischungen für die Bootfahrer gab (jetzt lag sie völlig verödet und verschlossen und seltsam klangen die Inschriften zu ihm herüber), fiel es ihm wieder ein: dort hatten auch sie an einem wundervollen Abend gesessen, mit jungen, lauten, lachenden Menschen, unter den blinkenden Sternen der Frühlingsnacht, unter der Hut ihres großen, seligen Glückes, das wenig Worte fand, sondern immer wieder nur Händedrücke, zarte Berührungen und lange Küsse. Mit dem Boot waren sie gekommen, mit dem Boot fuhren sie weiter . . . .

Der alte Herr wandte sich ab.

Er ging nun schnell vorwärts, immer dem Weg nach, der ihn am Flusse hinführte. Er sah nicht einmal mehr auf.

* * *

Er dachte daran, wie sie sich kennen gelernt hatten, damals, an jenem Abend, als er im Stich gelassen war von seinem Freunde.

Der große Trubel der Bockfeier im Krystall-Palast umraste ihn und mürrisch schlich er von Tisch zu Tisch, bis er sich an den letzten endlich hinsetzte, zu dem sie gleich darauf kam, erhitzt vom Tanze und um sich auszuruhen für einen Augenblick.

Was für ein liebes Gesicht sie hatte, die Kleine, sie gefiel ihm gleich, auf den ersten Blick, in allem: in der Art, wie sie den Fächer bewegte und wie ihr das einfache Kleid saß.

Sie grüßte ihn mit einem Nicken, nicht unfreundlich, noch ganz gleichgültig, und sah ihn gleich an: unbefangen und unverhohlen-offen, ob sie wohl zusammen passen würden, aber ganz ohne Zudringlichkeit.

Sie paßten sehr gut zusammen, wie es schien, denn an diesem Abend gingen sie nicht mehr auseinander und in dieser Nacht nicht, und in den

nächsten Tagen nicht viel, nur wenn er fort mußte zu seinen Geschäften.

In dieser Nacht! — — und ein anderes Bild stand vor ihm.

Gegen Morgen zu schlug er die Augen auf. Ein Strahl des Mondes bebte auf dem Bette.

Er sah ihre kleine Hand geballt auf seiner nackten Brust liegen. Ihr Gesichtchen hatte einen überaus reizenden Ausdruck der Befriedigung und sie atmete regelmäßig und leicht. Aus dem Hemd hervor, das sich verschoben hatte, sah eine kleine, feste, weiße Brust.

Er konnte nicht anders, er mußte sie küssen.

Sie erwachte sofort und lächelte ihn an. Von Müdigkeit überwältigt, schloß sie die Augen noch einmal, öffnete sie jedoch gleich wieder.

Er empfand einen brennenden Durst nach dem genossenen schweren Bier. Er tappte vergebens umher nach einem Glase.

„Ich hole was," sagte sie, als sie es merkte.

Sie sprang aus dem Bett und schlich auf ihren bloßen Füßen hinaus, um die Wirtin nicht zu wecken.

Vor ihm stehend, hielt sie das Glas voll Wasser an seine Lippen, und er trank durstig. Wieder lag das stumme, so innige Lächeln um ihren Mund . . .

O, wie er sie wieder sah, so vor sich stehen sah! — —

Als sie wieder zu ihm kam, hatte der frische Hauch der Frühlingsnacht ihre Glieder gekühlt und ihre Füße waren kalt. Mit leisem Flüstern schalt er zärtlich ihren Leichtsinn, und unter seiner Umarmung fühlte er die Wärme wiederkehren in ihre zarten und jungen Glieder . . . .

Das war ihre erste Nacht, und so war jede. — Er konnte nicht anders, er gewann sie lieb, die Kleine, „die nicht mit jedem ging“, wie sie ihm einmal sagte, aber doch mit jedem ging, der ihr gefiel.

* * *

Niemals ein böses Wort, nie eine Laune.

Mit allem war sie zufrieden, was er ihr vorschlug: ob er sie hierhin führte oder dorthin, es schien ihr alles gleich zu sein.

Das, das war es, was er so an ihr liebte —: diese unaufhörliche Güte, die sich selbst nicht kannte und ihren Wert nicht schätzte, sondern gab und gab, als ob sich ihre Fülle nie erschöpfen könne. Wie

wohl er sie empfand, die er zum ersten Mal eigentlich in seinem Leben an sich selbst erfuhr! —

Nie eine habsüchtige Bitte, nie eine geschmacklose Redensart.

Sie nahm, was er ihr gab, als ob es selbstverständlich gewesen wäre, aber sie nahm mit derselben stillen Freude das goldene Armband, wie die erste Rose, die er ihr kaufte an der Straßenecke, und beides schien für sie den gleichen Wert zu haben. Um dankbar zu sein, war sie nicht abgeschmackt genug. Sie ahnte wohl, was sie ihm gab, wenn sie es auch nicht wußte.

Er konnte mit ihr überall hingehen. Sie hatte den unauffälligen Geschmack der Einfachheit, der doch so ungemein selten ist. Sie war keine große Dame, die in den Restaurants mit großartigen Fächerbewegungen ihre Ordres gab. Aber sie war auch durchaus nicht verlegen, wenn er sie in ein Lokal ersten Ranges führte, wo der Unerfahrene so leicht geblendet wird durch eine falsche und berechnete Pracht.

Sie war durchaus nicht dumm. Sie hatte nichts gelernt, aber ihr Gehirn hatte früh begonnen nachzudenken in einer trostlosen Jugend, von welcher

sie ihm einmal wiederstrebend erzählte, als er sie fragte.

Armes, kleines Ding! — Oft that sie ihm leid, und er verdoppelte seine Freundlichkeit. Aber sie war nicht unglücklich. Er irrte sich. Wenn man sie nur ließ, wie sie war, so stand ihre Natur in einem sicheren, gesunden Gleichmaß, auch ohne äußere Hilfe.

Wie er sich ihrer erinnerte! — Und wie er sie mehr und mehr wieder liebte, mit jedem neuen Zuge ihres Wesens, der sich ihm wieder offenbarte! — —

* * *

Er ging schneller. Der Wald lichtete sich schon auf dem gegenseitigen Ufer und weite Wiesen traten hervor, während sich der Weg auf dieser Seite noch immer unter den Stämmen dicht am Flusse hinzog.

Wie es gekommen war damals, daß sie sich gerade hier draußen treffen wollten, daß sie ihm vorausgegangen, er in der Stadt geblieben war, wußte er nicht mehr.

Aber in keinem Moment hatte sich ihr Bild schärfer und, wie er jetzt in einer schmerzlichen Freude fühlte, unvergeßlicher eingeprägt als in diesem:

Als er den Weg heruntergekommen war, eilend und rot vor Erregung, spähend so weit wie möglich voraus, und sie sah in dem kleinen, halbleeren Garten der Wirtschaft, ihm entgegensehend mit Augen voll Erwartung, ihr Bier noch unberührt vor sich, den Strohhut in den Händen und diese selbst im Schoße gefaltet, und ein wenig, nur ein klein wenig — aber so selig! — lächelnd, als er nun kam

Sie sagte nichts, sie sagte überhaupt nicht viel, das kleine dumme Ding, aber sie hatte eine liebliche Art, ihre Freude auszudrücken: sie legte für eine Minute ihre Wange an seine Schultern, wie Hunde sie zeigen, wenn sie schmeichelnd an der herabhängenden Hand ihrer Herren vorbeilaufen . .

Und an diesem Nachmittag, und an diesem Abend, und in dieser Nacht waren sie so unsäglich glücklich miteinder! — —

Sie wartete auf ihn. Wenn er jetzt die Anlagen der großen Sommerwirtschaft durchschritt und die Landstraße hinunterging bis zu der Brücke, dann lag rechts, dicht bei der Haltestelle der Pferdebahn, ein kleiner Garten, eigentlich eine große Laube, der zu der Wirtschaft auf der anderen Straßenseite gehörte, und in dieser Laube, an dem Tische, welcher zu hinterst stand, saß sie — —: ihm

entgegenschauend in Sehnsucht und lächelnd, nur ein wenig, aber so selig! — —

Er zitterte.

Er lief fast und seine Füße stolperten mehrere Male.

Das war keine Erwartung mehr, die ihn jetzt trieb, es war die fürchterlichste innere Erregung.

Es wurde ihm klar, was ihn hierher gebracht. Dies unklare Sehnen nach etwas Verlorenem, längst Gestorbenem und Begrabenem war wie die letzte ringende Verzweiflung, mit welcher der sinkende Schiffer das Land noch zu erreichen sucht, wie des Vogels letzter, erlahmender Versuch, mit gebrochener Schwinge sein Nest noch zu erreichen, wie der letzte, röchelnde Schrei eines Herzens, das zu lange geschwiegen, dessen letzte, blutige Tropfen in dem Sande der Reue spurlos versickern. . . . .

Und wie er dies begriff, fiel auch der Schleier der seltsamen Täuschung, in die ihn die letzten zwanzig Stunden gehüllt: noch bevor ihn die Wirklichkeit selbst zerrissen, sank er, wie eine Staubwolke, welche der Wirbelwind aufgetrieben.

So plötzlich geschah es, daß er, wie von einem körperlichen Schmerze getroffen, stehen blieb.

War er denn wahnsinnig? —

Was ging mit ihm vor!? —

Ach nichts. . . . Er hatte einfach einen Ausflug hierher gemacht, um vergessene Erinnerungen wieder aufzufrischen. Nun hatten diese eine solche Macht über ihn gewonnen. — —

Er lachte krampfhaft. Er war ein alter Narr. Wie dumm war das alles.

Aber er fühlte, wie müde er geworden war. Jeder Schritt verursachte ihm Mühe. Dennoch ging er langsam weiter.

Nichts mehr trieb ihn vorwärts und am liebsten wäre er umgekehrt. Aber er sah schon die Häuser zwischen den Bäumen, während ihn die Anlagen umgaben.

Dann war er auf der Chaussee. Aber er wußte es jetzt, dort — in der Laube, dort saßen höchstens ein paar schimpfende Flußknechte vor ihren Schnäpsen, oder ein schmieriger Kellner lungerte umher zwischen den öden Bänken, und die Pferdebahnwagen verließen passagierlos ihre Haltestellen, denn diese Sonne, die ihm jetzt auf einmal so ärmlich schien, wen lockt die denn ins Freie? —

Er war so ernüchtert, so sehr, daß er jetzt, als er die Brücke erreichte, nur einen müden, gleichgültigen Blick über den Ort schweifen ließ, der ihm

zeigte, daß alles so war, wie er es sich gedacht, nur noch schlimmer: kahl und rankenentblößt standen die Latten der Laube und bretterlos ragten die Pfosten der Bänke und Tische aus dem Moder des vorherbstlichen Laubes, welches seit Monaten vielleicht kein Fuß mehr berührt . . .

Eine trostlose Öde und Einsamkeit lag über diesem Fleck.

Aber trostloser waren die Öde und die Einsamkeit seines Herzens.

*   *
*

Die Haltestelle der Pferdebahn lag so nahe, daß er das Ankommen und Abfahren der Wagen übersehen konnte.

Schwer und müde stand er da, auf seinen Stock gestützt und seiner Umgebung keinen Blick mehr schenkend, bis er nach wenigen Minuten einen Wagen heranrasseln hörte.

Während der langen Fahrt über ein weites und leeres Feld saß er still, vor sich hinsehend. In der Stadt stieg er aus und bestieg eine Droschke, um schneller in sein Hotel zu gelangen.

So sehr störte ihn jetzt alles, daß er die Vorhänge vor die Fenster zog. Und er fühlte, wie wohl ihm die einsame Dunkelheit that, in welcher er saß.

Der Portier sprang heran und öffnete den Wagen. Der Gast stieg aus.

In einem Nebensaal des Speisezimmers ließ er sich decken, neben dem Fenster, und an einem Ecktisch. Er saß hier ganz allein.

Draußen vor dem Fenster wogte das Leben der Mittagsstunde bunt an ihm vorbei.

Er bestellte sich nur eine Speise, und als sie kam, berührte er sie kaum. Aber sein Herz begehrte nach irgend einer kleinen, armen äußerlichen Freude, und er überlegte, wie der Vater überlegt, was er seinem kranken Kinde schenken könne, damit es einmal wieder lächle. Dann verlangte er Sekt von Roederer, den er liebte.

Der Wein stand vor ihm, und er ergötzte sich einen Augenblick an der feinen, matten Farbe und dem Tanzen und Schweben der Perlen. Doch als er das Glas zum Munde hob, um es zu leeren, sah er plötzlich vor sich ein kleines Gesicht mit braunen, glücklichen Augen — — ihren Augen, wie sie ihn damals angelacht, als sie zusammen Champagner getrunken in der alten Weinstube — war es nicht Aeckerleins Keller gewesen? — — — und mit einer bitteren, hastigen Geberde setzte er es zurück, daß der Wein verschüttete.

Verscheuchte Freude, noch ehe sie sich äußern konnte! Wieder fragte er sich angstvoll: Was war das? — Was war das?! —

Und erblaßt erhob er sich schwankend, den bestürzt herbeispringenden Kellner mit der Hand abwehrend, ging durch den Saal und die Treppe hinauf auf sein Zimmer. Dort saß er eine Weile auf dem Bettrand, bevor er klingelte.

Nach einer Stunde fuhr er nach Berlin zurück.

Er schlummerte etwas während der Fahrt.

Am Abend saß er bereits wieder an seinem Stammtisch. Keiner fragte ihn, wo er gestern gewesen.

Aber allen fiel es in der nächsten Zeit auf, wie schnell er alterte. Sie sprachen zuweilen darüber und meinten, die gewohnte Beschäftigung fehle ihm.

Sie irrten sich sämtlich.

Eine Erinnerung, plötzlich erwacht und nicht mehr zu bannen, verzehrte den Rest seines Lebens.

# Ekel.

Konstanz am Bodensee, 1895.

Ich — ich! — wohne in einem Hause, in dessen Erdgeschoß sich ein Schlächterladen befindet! —

Warum ich in dies Haus gezogen bin, werde ich lachend gefragt. Aber ich sage euch, wenn man einen ganzen und einen halben Tag umhergelaufen ist, um sich ein Zimmer zu suchen, von einem Loch in das andere, so thut man zuletzt gerade das, was man nicht thun wollte, in halber Verzweiflung und beseelt nur von dem einen Wunsche: zur Ruhe zu kommen.

Tagtäglich muß ich an den blutigen Fleischstücken vorüber, wenigstens sechsmal täglich, und wie ich auch die Augen schließen mag, ich sehe sie doch: die aufgeschlitzten Schweinebäuche und die abgehäuteten Kalbsköpfe, aus deren Augenhöhlen mich halbzerstochene, glasige Kugeln blödsinnig anstarren, während ich vorbeieile, betäubt von dem entsetzlichen Dunst frischen Fleisches und fiebrisch geschüttelt von Ekel, einem unsagbaren Ekel! . . .

Im Winter ging es noch. Da lag diese schmutzige Stadt unter einem schmutzigen Himmel und alles schwamm ineinander über in einer trüben, aussichtslosen, eintönigen Dämmernis, unter welcher hinweg der Geist in trägem, animalischem Behagen kroch von einem Tag zum andern.

Aber es wurde alles anders, denn es wurde Frühling! —

*　　　*
*

Der Staub fliegt von der Straße herein und legt sich als Streusand auf die schimmernde Schrift der frisch beschriebenen Blätter . . .

Welch ein Leben! — O welch ein Leben! —

Der Lärm der Straße weckt mich auf. Müder, als ich mich hinlegte, stehe ich auf.

Arbeit bis zum Mittag.

Ohne Hunger, fast nur von der Gewohnheit getrieben, gehe ich an den Häusern entlang in einen großen, häßlichen Saal. Dort beginnt mit der zwölften Stunde eine enorme, geräuschvolle Abfütterung von vielen Menschen an hundert Tischen, die mit entsetzlichen, bunten Lappen behängt sind.

Ich schlinge meinen Fraß hinunter. Er ist weder schlecht, noch gut. Alles schwimmt in einer Brühe; so wird er halb gespült, halb gewürgt.

„Ma—a—hlzeit . . . Ma—a—ahl—zeit —“ Nein, wie ich dieses Wort hasse! Ob gesättigt, ob ungesättigt, vom Morgengrauen bis zum Abendsinken blökt sich dieses ganze Volk mit diesem fettigen, schleimigen, selbstzufriedenen Wort an, in welchem kein Sinn und kein Verstand ist. Ich höre es immer. Ich kann ihm nicht entgehen.

Noch wenn ich im Sterben liege, werde ich es hören müssen: „Ma—aa—hlzeit! — Ma—ahl—zeit“ — ja, für die Würmer!

Ich sinke, wieder zu Hause, in einen bleiernen Schlaf, den mir die Nacht nicht giebt. Kein Lärm vermag mich mehr zu erwecken, aber das Zwitschern der Vögel in dem einzigen Baume dieser Straße, das in meine schweren und dumpfen Träume klingt, ruft mich zur Wirklichkeit zurück.

Arbeit bis zum Abend.

Ich höre es dem Knirschen meiner Feder an, wie widerwillig sie folgt.

Zwischen die Häuser haben sie ein paar Bäume gesperrt. Das nennen sie Garten. Aber die Bäume sind doch grün geworden. Es ist wunderbar.

Dort sitze ich jeden Abend von sieben Uhr bis Mitternacht.

Mehr darf ich nicht sehen vom Frühling, oder ich werde rasend und laufe davon und kehre nicht mehr zurück und muß irgendwo verhungern. Nein, mehr darf ich nicht sehen . . .

Wieder würge ich etwas hinunter. Die Stühle füllen sich langsam mit Menschen. Um acht Uhr fangen drei Kerls an, ein sogenanntes Konzert zu geben. Sie lärmen bis elf Uhr auf einem Klavier, einer Geige und einer Bratsche herum.

Dieser Lärm wirkt beruhigend auf mich. Mein Ekel verkriecht sich irgendwo hin und verhält sich ruhig.

Ich trinke und rauche fortwährend. Neulich Abend habe ich es auf dreizehn Glas Bier und acht Cigarren gebracht. Gewöhnlich ist das Verhältnis acht zu sechs.

Für diesen Genuß habe ich mich an die Arbeit verkauft, welche meinen Frühling mordet.

Von den Nächten — von den Nächten will ich schweigen . . .

* * *

So ist mein Tag, so ist ein jeder meiner Tage. Doch anders ist mein Traum.

Zuweilen — wenn meine Feder innehält mit dieser entsetzlichen Schreiberei: der „realistischen“, geradezu brutalen Ausschlachtung irgend eines fremden Menschenschicksals, das mich nicht einmal zu interessieren vermag, dann träume ich ihn.

* * *

Mein Fuß schleift seine Sohle durch diesen Schmutz, aber meine Sehnsucht wandert hinaus. Ihr könnt sie nicht halten . . . Versucht nicht auch das noch!

Sie wandert zu dir, der du die Liebe bist und die Schönheit dein eigen nennst.

Sie durchschreitet die klirrende Pforte deines Parkes, die nur mir sich öffnet und die sich schließt hinter mir.

Sie kennt jeden Weg in dieser stillen Weite, und mühelos findet sie den rechten zu dir.

Schon ist es Abend, und seine Schatten schleichen umher unter den hängenden Zweigen gleich nächtlichen Dieben. Aber ich achte sie nicht und wehre den Ästen, die mich hindern wollen.

Leise knistert der Kies unter meinem Fuße, und ängstlich flattert der Fittich eines aufgescheuchten Vogels.

Auseinander mit den Zweigen! — — —

Der See liegt da, versilbert von den Strahlen des nächtlichen Lichtes, des Lichtes, das dich mir zeigt: in weißem Gewande stehst du unbeweglich auf der zweiten jener Stufen, die zu der Bank führen, auf der du mich erwartet hast, immer, immer, wie oft ich auch kam . . .

So unbeweglich stehst du heute wieder da, daß ich einen Augenblick stocke — nur einen Augenblick, — denn schon lockst du mich mit einer leisen Bewegung deiner Hand und mit dem erstickten Laut verzweifelnder Erwartung.

Ich stürze auf dich zu und trage dich die Stufen empor . . .

Du weinst, du weinst, du mein Kind, mein Weib, mein Freund — Geliebte, du weinst?! —

Laß mich es sehen, bevor ich es küsse, dein bleiches Gesicht.

Beuge es nieder, damit der Mond es mir zeigen kann.

Es ist bleich, wie die Rose, die dort auf den Wassern schwimmt — — und doch, wie ist es so schön!

Es ist stolz, wie die Einsamkeit, in seiner unbewegten Gleichmäßigkeit — und doch, wie schön ist es!

Es ist krank, dein Gesicht, aber es ist schöner, als jemals eines, das die Farbe der Gesundheit schmückte . . .

Deine Stirn, deine Augen, deine schwarzen, sehnsüchtigen Augen, und ihre Wimpern, ihre lange Wimpern, die blassen, kühlen Wangen, ihre durchsichtige Haut, dies schmale Oval deines Gesichtes erzählt mir immer wieder die Geschichte deines Lebens.

Ich greife dich bei den Händen und ziehe dies betäubte und willenlose Haupt zu mir empor und küsse die blutende Wunde deines Mundes in maßloser Seligkeit, in maßloser Seligkeit! — —

Und da ich fühle, wie meine Glut deine schlanken kalten Glieder durchschauert, küsse ich nicht mehr deinen Mund allein — nein, ich küsse die blauen Adern deiner Schläfe, deinen reizenden Hals und die weiße Seide, welche mir deine Brüste mißgönnt . . .

Ich löse den griechischen Knoten deines Haares und berge meine tagesheiße Wange in den duftigen, weichen Strähnen . . .

Da lächelst du, lächelst zum ersten Mal und ziehst mich näher zu dir heran, damit ich das Schlagen deines Herzens höre, deines starken, großen, einsamen Herzens.

Dieses Herz, das ich brach!

Es liebt mich noch immer.

Es weiß nichts von Vergebung, denn es kennt keine Schuld.

Es klagt nicht; es leidet in Schweigen.

Es wird nie freiwillig entsagen, nie wird es lassen von dem, was es liebt, ehe es muß.

Ich habe es gebrochen, aber es ist mein, und noch höre ich sein Schlagen, das zitternde Schlagen deines starken, großen, einsamen Herzens!

Aber warum sprichst du nicht?

Sage mir ein Wort! — Sprich zu mir!

Du schweigst.

So will ich dich fragen.

Sage mir, du Haupt, das an meiner Brust ruht, dessen Augen mich ansehen, und dessen Mund sich bereits zum Reden öffnet, sage mir, daß du mich liebst!

Da lächeln die Augen, aber der Mund bleibt stumm.

So sage mir, ob du meiner gedacht? —

Da flieht das Licht deiner Augen nach innen, aber der Mund giebt mir nicht Antwort.

Soll ich dir drohen, schweigsame Liebe?

Ich muß bald gehen, bald . . . sage ich.

Da richtest du dich empor, weiße Gestalt, die schlanken Finger packen meine Schultern wie die Pranken einer Löwin, und du sagst dreimal:

Nein! — nein! — nein!! — —

O du meine thörichte Weisheit!

Ein Schauer geht durch deine Glieder. Es ist die Kühle des Abends . . .

Ich hebe dich empor, wie ein Kind, und — leb wohl! du nächtlicher See . . . lebt wohl! ihr winterlichen Schwäne . . . — und wandeln den Piniengang hinab zu deinem weißen Schloß.

Und wieder durchfliegt der Schauer deine Glieder; ich fühle es, wie wir dahin gehen.

Doch bevor noch das Licht der Terrassen auf uns fällt, stehe ich still:

Du mußt es mir sagen! —

Und du hebst dein bleiches Gesicht, deine Augen füllen sich mit den Thränen, die dein Herz geweint, und langsam, mit qualvoller Stimme, entringt es sich deinen Lippen:

Die Tage sind zu lang! — — — Ich ertrage sie nicht! — — —

Ich kann dir nicht antworten. Ich küsse dich nur, wie ich dich nie geküßt, und du verstehst mich! . . . —

Alle Thüren stehen offen, durch alle Fenster bricht das Licht deines festlichsten Saales auf den weißen Marmor der Treppen und die gelben Rosen des Geländers.

Niemand erwartet uns. So willst du es: keine Diener, keine Augen.

Nur Gentle, dein großer Bernhardiner, kommt uns majestätisch entgegen, wendet sich wieder und geht uns vorauf, der einzige, verschwiegene Wächter unserer Liebe.

Ich esse kaum. Ich sehe nur immer auf deine Hände, deine weißen, kühlen Hände. In diesen zarten Fingern mit den schmalen, festen Nägeln liegt eine seltsame Kraft. Ich will sie spielen sehen. Sie greifen stundenlang in meisterhafter Behandlung die harten Tasten und ermüden nie.

Dein Gesicht spricht von deinen Leiden; deine Hände davon, wie sie es ertragen! —

Spiele nicht mehr! — Wenn wir den Tag verlängern, ist die Nacht zu kurz.

Komm wieder an meine Brust, du mein zweites, geheimnisvolleres Leben, denn ich begehre dich! —

Dieser Marmor deiner Gemächer, dieses Silber deiner Leuchten, diese Seide deines Gewandes — thu sie von dir und komm zu mir, als das nackte und schüchterne Kind der armen Einsamkeit . . .

Aber ehe du kommst, stelle dich noch einmal, wie damals, dorthin; in den Schein des Mondes, erhebe dein königliches Haupt und den Arm, sieh nicht mich an, sondern die ferne Grenze deiner Gedanken, sammle in tiefem Atemholen die Kraft deiner sonoren Stimme, befiehl den Flügeln deiner unerreichbaren Begabung: fliegt! —, lege die Hand auf den Kopf deines Hundes und sage mir jene Verse sieg- und glorreicher Liebe, jene südlich-schönen Strophen voll unsäglichen Wohllauts und triumphierender Schönheit, aus dem tiefsten Schmerze geboren, um der höchsten Freude zu dienen, damit sie mich überrinne, wie die Ahnung des Glückes, das mich durch dich erwartet! . . . .

Denn du sprichst sie einem Dichter! —

*　　　*
*

Dies ist nicht dein Garten und nicht dein weißes Haus: dies ist die schmutzige Stube — ein

Chambregarni — in einer schmutzigen Straße irgendwo in Berlin.

Dies ist keine Nacht, keine segnende Nacht: dies ist der öde und gehaßte Sommer mit seiner erstickenden Hitze und seiner aufdringlichen Helle.

Dies ist kein Leben in Liebe: dies ist das Leben eines Kettenhundes, welcher auf faulendem Stroh, vergessen von allen, verreckt.

Denn ich schreibe ja Zeilen, das Stück zu fünf Pfennige, und ich darf nicht einmal schreiben, was ich will!

Und wie ich erwache aus meinem Traume, steigt in entsetzlichen Strömen der Dunst des frischgeschlachteten Fleisches zu mir empor, daß ich das Fenster heulend zuschlage und nun in dieser verpesteten Höllenglut sitze, sitze und der Ekel mich würgt, bis ich röchelnd ersticke.

Das ist nicht amüsant . . . nicht einmal als Kontrast! —

Ja, die Tage sind zu lang! — Aber viel länger noch sind die Nächte darnach, die Nächte . . .

# Nachbemerkung.

Mit dem Druck dieses Buches wird zum ersten Male in Deutschland der Versuch zur Einführung einer Neuerung gemacht, welche Benj. R. Tucker, der Herausgeber des individualistisch-anarchistischen Organs „Liberty" in New-York, vor einiger Zeit gefunden, seitdem für sein Blatt verwendet und selbst folgendermaßen beschreibt:

„Die von Liberty adoptierte typographische Reform besteht in der Abschaffung des unter den Buchdruckern als „Ausschließen" bekannten Verfahrens. Unter diesem neuen System braucht der Setzer, wenn er an das Ende einer Zeile kommt und findet, daß kein Raum mehr für ein weiteres Wort oder eine Silbe vorhanden ist, die Zeile nicht, wie seither, durch Erweiterung des Zwischenraumes zwischen den einzelnen Wörtern auszusperren, sondern er füllt den fehlenden Raum einfach mit kleinen Metallstücken, Quadraten genannt, aus, ohne den ursprünglichen Ausschluß zu verändern. Als Folge hiervon zeigt der Lesestoff an der rechten Seite nicht einen so geraden Rand, wie an der linken Seite.

Ästhetisch ist das neue Verfahren ein Fortschritt, denn alle Ungleichheit in dem Raum zwischen den Wörtern irgend einer Zeile oder zweier untereinander stehender Zeilen wird beseitigt.

Dadurch, daß der Abstand zwischen den Wörtern in allen Teilen des Satzes unverändert gleichmäßig bleibt, bietet dieser für das Auge einen gefälligen Eindruck und erleichtert die Arbeit des Lesens. Ökonomisch ist die neue Methode vorteilhaft, da sie bedeutend billiger ist, indem nahezu dreißig Prozent an den Satzkosten gespart werden, und da sie die Arbeit des Setzens vereinfacht und es ungelernten Arbeitern ermöglicht, die Stelle von gelernten Arbeitern einzunehmen. Das neue Verfahren ist ebensowohl anwendbar für Buch- wie für Zeitungsdruck, und es bedarf keines Kapitals zu seiner Adoptierung".

---

Druck der Freyhoffschen Druckerei in Nauen.

9.

Kruis

Zwischen den Zielen

Bd.: 1

1896